

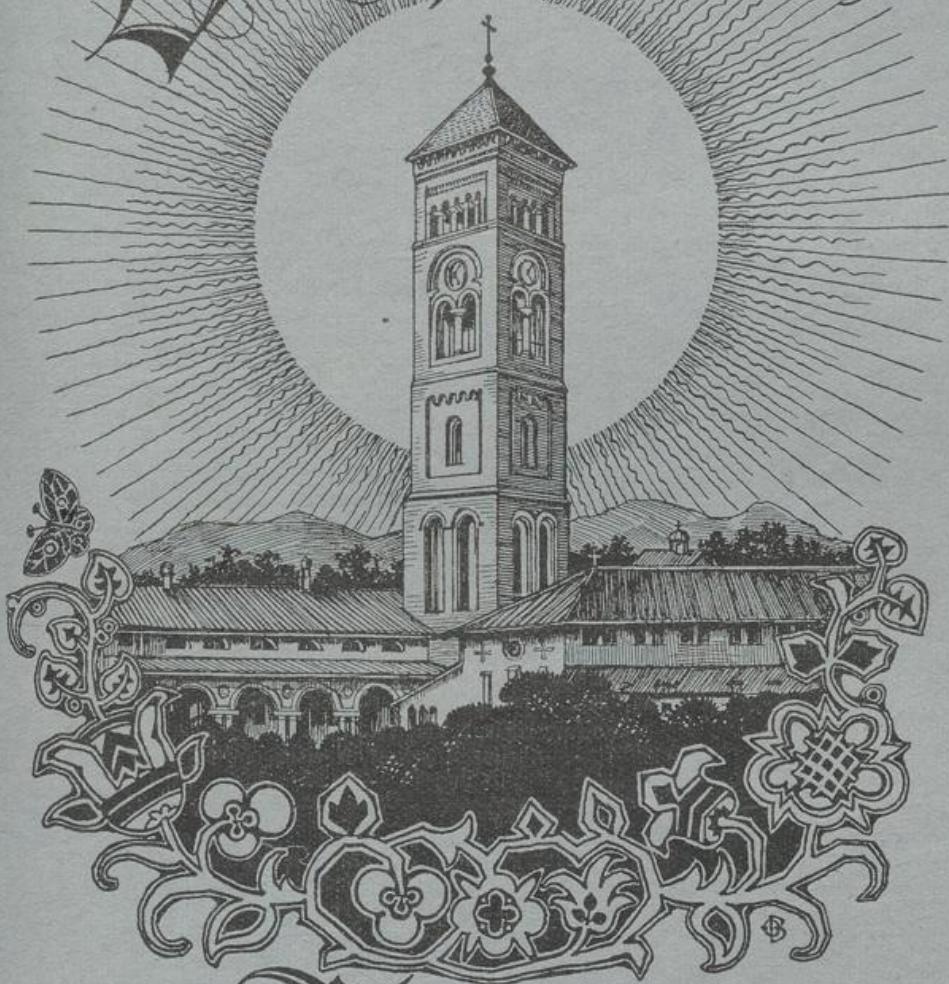


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1928

10 (1928)

Herrgottseminicht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 10

Oktober 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhiratlischer Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M 2.—	Italien	Lire 10.—
Einzelbezug	M 2.40	Oesterreich	Schilling 3.80
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Elsäß	Fr. 15.—	Jugoslawien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengo 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 93.—

Alle Antragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsäß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Missions- Laienbrüder

Anfragen

um Aufnahme richte man an: Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bayrisch-Schwaben)

An Laienbrüdern haben wir Mariannhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidennmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder, ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenige opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen, von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hunderftägliches erlangen und das ewige Leben.



Ordensnachrichten

Würzburg: Pius-Seminar. Sonntag, den 12. August empfingen die Fratres Hermann Kraft und Valentin Faulhaber die Subdiaconatsweihe und am Feste Maria Himmelfahrt die Diaconatsweihe aus den Händen des Hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Matthias Ehrenfried von Würzburg. Wir wünschen den beiden Klerikern die Erreichung der letzten ersehnten Stufe, damit sie bald einrücken in die Front zum Kampfe mit der Heidenwelt um Christi Reich.

Der hochwürdigste Herr Bischof, der einen Autounfall erlitten hatte auf einer Fahrt zu einer Kirchenkonsekration, befindet sich wieder seit langem wohl und hat der Mariannhilller Mission für das ihm ausgesprochene Bedauern seinen freudlichsten Dank ausgesprochen.

Der Zuwachs an Missionspriesterberufen nimmt erfreulich zu, doch ist es nach wie vor den meisten Kandidaten

nicht möglich, ganz für die beschiedene Pension aufzukommen. Für Hilfe und Unterstützung des Studienfonds ist die Mission stets dankbar.

Mariannhill: Bei einem Besuch des Hochwst. Herrn Bischofs Hinsleg, Rektor des englischen Kollegs in Rom, der ein großer Schulmann und Jugendzieher ist und der im Auftrage des hl. Vaters sämtliche Missionen der britischen Gebiete in Afrika besucht, sprach sich lobend über Mariannhill aus: „Ich hatte nicht die geringste Idee, daß in Südafrika und besonders im Vicariate Mariannhill schon so viel Großes geleistet worden ist. Solch große Missionsstationen! Solch schöne Kirchen! Solch schöne Schulen! So viele Christen! Eine ungeheure Arbeit, gesegnet von Gott! Mit glühenden Worten werde ich dem hl. Vater von Mariannhill berichten!“ An diesem Lobe haben unsere Missionsfreunde und Missionshelfer reichsten Anteil.

Briefkasten

Der Hochstapler, ein früherer Kellner, der sich als Ordensoberer verschiedener religiöser Genossenschaften, als Missionsarzt der Mariannhilller, Bruder der Mariannhilller Mission usw. in Pfarrhäusern, bei höheren Geistlichen und Ordensinstituten ausgegeben hat, wurde von der Polizei dingfest gemacht in Freiburg in Baden. Er wird wegen mancherlei Betruges seiner Strafe nicht entgehen. Es ist aber nach wie vor dringend angezeigt, bei Besuchen Unbekannter vorsichtig zu sein und solche Schädlinge, welche die Gutmütigkeit der kirchlichen Kreise ausnützen, den Organen der öffentlichen Sicherheit zu übergeben, wenn sich Verdachtmomente ergeben: z. B. Mangel an Ausweispapieren.

Gibt's auch heute noch Teufel? Wir machen auf die interessante Gegenchrift aufmerksam, welche mit den Angreifern des Büchleins sich auseinandersetzt! (Er-

schien im St. Josephs-Verlag, Neimagen, 96 Seiten. Siehe Anzeigenseite.)

Gebetsempfehlungen wolle man stets getrennt von den brieflichen Mitteilungen einsenden oder sie wenigstens so formulieren, daß der Wortlaut druckbereit sei. Dadurch wird ein Herausschreiben für die Redaktion vermieden und die Drucklegung beschleunigt.

An mehrere Leser: Es ist sehr richtig und es wurde auch von uns verschiedentlich darauf hingewiesen, daß es zweckmäßiger und für die Mission von größerer Hilfe sei, wenn man die Bestimmung der Almosen der Missionsleitung selber überläßt. Die Unterstützung der Missionskandidaten bzw. Missionshäuser — augenblicklich des Pius-Seminars in Würzburg ist von größter Dringlichkeit. Zuerst Missionare, dann Mission! Alle Vertretungen der Mission nehmen Unterstützungen der Mariannhilller Missionsseminarien an.

Aus Welt und Kirche

Da in diesem Jahre der Eucharistische Kongreß in Sidney, der Hauptstadt Australiens stattfand, richtet sich das Interesse der Katholiken naturgemäß auch auf die Geschichte der katholischen Kirche in

Australien und vor allem auf die Ordensgemeinschaft der Passionisten, die bei dieser Gelegenheit ihr 85jähriges Jubiläum feiern können. Die Passionisten waren nach den englischen Benediktinern

die ersten Ordensbrüder, die nach Australien kamen und hier eine Gemeinschaft gründeten. Augenblicklich besitzen sie 3 Niederlassungen, 2 Missionshäuser in den Diözesen Sidney (1887 gegr.) und Adelaide (1895) und ein Noviziat in der Diözese Coulburn (1890). Sie gehörten der irischen Ordensprovinz an, gründeten im Jahre 1923 aber eine eigene Provinz. In der Geschichte der Christianisierung Australiens gebührt ihnen ein ewiges Andenken. Das Pionierwerk dieser Missionäre, von denen zwei aus Rom, einer aus der Schweiz gebürtig waren, war äußerst mühselig. Sie hatten sich auf einer Insel in der Nähe von Brisbane niedergelassen. Ohne daß die Einwohner direkte Feindseligkeit zeigten, war die Zahl der Bekehrten doch sehr gering. Nachdem sich die Missionäre zwei Jahre lang die erdenklichste Mühe gegeben hatten, den Inselbewohnern näherzukommen, um sie dem Geist des Evangeliums zugänglich zu machen, verschwanden diese plötzlich eines Tages spurlos von der Insel, nachdem sie alle von den Missionaren gebotenen materiellen Vorteile restlos ausgenutzt hatten. Sie verblieben mehrere Monate lang auf einer der Nachbarinseln, und da die Missionare von der Regierung keinerlei Unterstützung, vom Erzbischof von Sidney nur sehr geringe Hilfsmittel bezogen, so mußten sie ihr Werk aufgeben. Nach 12 Jahren fand ein Missionar, der jene Insel zufällig besuchte, nur mehr einen einzigen Eingeborenen, der sich daran erinnern konnte, einmal einer Messe bei gewohnt zu haben, dem aber weder das Kreuzeszeichen noch das Vaterunser im Gedächtnis geblieben war. Von den vier ersten Missionaren sah nur einer die Heimat wieder. Der eine wurde durch einen Schiffbruch an die Küste von Peru verschlagen und beschloß sein Leben bei den Franziskanern in Lima; ein anderer wirkte bis an sein Lebensende als Grachlehrer in Adelaide und nur einer setzte das Missionswerk in Australien fort, gemeinschaftlich mit dem Bischof von Adelaide. Dieser Missionar war der einzige Priester, der in Adelaide zurückblieb, als die große Goldjagd nach Victoria begann. Er starb vier Tage vor einer beabsichtigten Abreise nach der Heimat.

Die deutsche Diaspora. In der katholischen Diaspora des deutschen Reiches leben insgesamt 3 315 194 Katholiken unter einer Gesamtbevölkerung von rund 39 Millionen. Der weitaus größte Teil des deutschen Reiches, fast zwei Drittel, ist also für die Katholiken Diasporagebiet.

Im Durchschnitt machen die Katholiken in diesem Gebiet 8.52 Prozent der Bevölkerung aus, also noch nicht einmal ein Zehntel. Das ist eine kleine Minderheit, die — zumal da sie auch noch meist den sozial und wirtschaftlich niedriger stehenden Klassen angehört, — in ihren gesamten Lebensbedingungen abhängig ist von der andersgläubigen Mehrheit. Immerhin sind — 9 Prozent eine nicht unbedeutliche Minderheit. Aber diese Durchschnittsziffer ist nur deshalb verhältnismäßig bedeutend, weil auf Süddeutschland und auf die Westprovinzen Westfalen, Rheinland und Hessen-Nassau so günstige Ziffern kommen. zieht man diese Gebiete ab, so beträgt die durchschnittliche Katholikenziffer für das ganze übrige nord-, mittel- und ostdeutsche Diasporagebiet noch nicht sechs Prozent.

Vom Gesamtgebiet der deutschen Diaspora macht die preußische Diaspora ungefähr zwei Drittel aus. Die günstige Durchschnittsziffer der Katholiken daselbst (9.10 Prozent) ist, wie wir gesehen haben, hauptsächlich auf Rechnung der Westprovinzen zu setzen, in deren Diaspora die Anteilsziffer der Katholiken 18.46 bzw. 16.32 Prozent beträgt. Auch Niedersachsen (18.52 Prozent) fällt schwer in die Wagenseile. Von den übrigen preußischen Diasporagebieten hat nur noch Brandenburg mit Berlin eine beträchtlichere Diasporaziffer aufzuweisen (8.19 Proz.), was durch das Zusammenströmen von Zuwanderern aus allen Teilen des Reiches, auch den katholischen, nach der Reichshauptstadt erklärt wird. In den übrigen Diasporagebieten Preußens geht die Katholikenziffer über sechseinhalb Prozent nicht hinaus, sinkt aber im Diasporagebiet der Provinz Sachsen auf 4.91, in Pommern auf 3.51 und in Schleswig-Holstein auf 2.72 Prozent. Auf dem gleichen niedrigen Niveau stehen die Katholikenziffern der Freistaaten Sachsen (3.60 Prozent) und Thüringen (2.84 Prozent), während auf die kleineren norddeutschen Freistaaten fast durchschnittlich 5.40 Prozent kommen.

Das Diasporaproblem ist für die deutschen Katholiken ein sehr ernstes. Bei nahe ein Sechstel der deutschen Katholiken lebt in der Diaspora, umgeben von einer erdrückenden andersgläubigen Mehrheit, unter Verhältnissen, die für die Erhaltung des Glaubens und der von den Vätern ererbten guten Sitte äußerst gefahrbringend sind.

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Rosenfranzfest

O hehre Himmelskönigin,
Wir knien vor deinem Throne hin,
Dein königlich Haupt, das Sterne umglänzen,
Mit duftigen Rosen fromm zu bekränzen!

Nimm hin die Rosen, glänzend weiß,
Die deiner jungfräulichen Mutterschaft Preis!
Nimm hin die Rosen voll roter Glüten,
Voll blutiger Leiden und Tränenfluient

Nimm hin die Rosen, wie Sonnenschein flat,
Wie deine Freude am Ostertag war,
Die Rosen, wie goldene Morgensonne,
Voll Siegesfreuden und Glorienwonne!

Nimm hin die Rosen alle zumal,
Die fromm dir bietet das Erdental,
O Königin, hehre, des Rosenfranzes,
Im Reiche des ewigen Himmelsglanzes!

Rosenkranzfest-Rosenkranzmonat

Das Rosenkranzfest verdankt seine Entstehung dem Seesieg der Christen unter Don Juan d'Austria über die türkische Flotte bei Lepanto am Sonntag, den 15. Oktober 1571. An diesem Tage fanden die Prozessionen der Rosenkranzbruderschaft statt. Pius V. hatte angeordnet, daß dies Ereignis, das Zurückschlagen der Türken am 7. Oktober unter dem Titel: „Gedächtnis u. L. Fr. vom Siege“ gefeiert werden sollte. Gregor XIII. aber ersetzte durch Dekret vom 1. April 1573 die Kommemoration durch das Fest „u. L. Fr. vom hl. Rosenkranze“, dessen Feier er auf den ersten Sonntag im Oktober festlegte. Nach einem neuen Sieg der Christen über die Türken bei Peterwardein (Ungarn) am 5. August ordnete Clemens XI. die Feier des Festes in der ganzen Kirche an. Leo XIII. fügte am 24. Dezember 1883 die Anrufung „Königin des hochheiligen Rosenkranzes“, in die Laurentianische Litanei ein und erhob das Rosenkranzfest 1887 zum Doppelfest II. Klasse. Auch daß im Monat Oktober täglich beim öffentlichen Gottesdienst der Rosenkranz gebetet wird, geht auf Leo XIII. zurück. In zehn apostolischen Briefen wird die christliche Welt von ihm zur Verrichtung des Rosenkranzgebetes und zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau ermahnt und angeleitet, zugleich wurde die Rosenkranzbruderschaft reorganisiert. (1898)

Diese überaus schätzenswerte Form der Marienverehrung sollten sich alle Christen und Marienfinder deutscher Zunge zu eigen machen, zumal sie auch eine echt deutsche Gebetsart ist. Den beiden Kartäusermönchen P. Dominikus von Preußen und P. Adolf von Hessen gebürt das Verdienst, die Betrachtung der Geheimnisse des Lebens und Leidens Jesu in den Rosenkranz eingeführt zu haben.

Wir wollen nicht vergessen, daß unsere ganze übernatürliche Macht auf Erden aus den Verdiensten fließt, die der Heiland in seinem irdischen Leibe erworben hat und daß sie uns durch die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau zugewendet wird. Lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf das Rosenkranzgebet selbst, in dem die Betrachtung der Geheimnisse mit der Wiederholung des Gegrüßet seist du, Maria, verbunden ist. Wir erflehen durch Maria die Zuwendung der Verdienste Jesu Christi. So wird gewiß das Rosenkranzgebet ein mächtiges Gebet. Im Rosenkranzgebet aber finden wir auch wirklichen Trost: „Bitte für uns“ rufen wir Maria zu, die immer bei ihrem lieben Sohne Erhörung findet und die mehr als jeder andere teil hat an den Verdiensten ihres Sohnes. „Jetzt“ soll sie für uns bitten, d. h. in allen gegenwärtigen Bedürfnissen „und in der Stunde unseres Todes“ in dem entscheidenden Augenblick. Diese Bitte richten wir, wenn wir den Rosenkranz beten, fünfzigmal nacheinander an die erhabene Mutter des Herrn. Wahrhaft, das Rosenkranzgebet



Ori inacheborabierung B. Zwerner
O gütige Jungfrau, bitte für uns!

ist ein tröstliches Gebet! Was gibt es denn Trostvollereres in Not und Bedrängnis, als das Bewußtsein, daß uns jemand seine allesvermögende Hilfe leistet? Um das aber zu erreichen, müssen wir mit Überzeugung und frommem Herzen beten. Wir müssen den Rosenkranz als wahre Christen beten, denen das Heil der Welt am Herzen liegt. Beachten wir, was Leo XIII. im Offizium des Festes zu uns spricht: „Werden wir nicht müde, der Mutter Gottes den Tribut einer Huldigung darzubringen, der ihr wohlgefällig ist, damit wir, die wir sie mit dem hl. Rosenkranz anrufen, der schon so oft den treuen Anhängern Jesu Christi den entscheidenden Sieg über die irdischen Feinde verliehen hat, auch über den höllischen Feind triumphieren mögen.“ Wir sind heute in besonderer Weise den Angriffen der Hölle ausgesetzt: da muß der Rosenkranz unsere Waffe zum Heile der Kirche sein!

— d —

Die Sonne Satans!

Luzifer, der Lichtträger, der oberste Engel wollte seinen Thron setzen neben Gott, höher als Gott. Satans Licht sollte das ewige Licht übergänzen, verdunkeln — aber aus dem Lichtträger wurde der Fürst der Finsternis, der seinen Thron in düsterer Pracht und Majestät, umlodert von den Glüten einer ewigen Hölle, in der Welt errichtet. Die Sonne Satans! betitelt sich ein Buch, das ein Franzose geschrieben, in dem er den Riesenkampf des Bösen mit einer Priesterseele schildert. Man soll ja wohl den Teufel nicht an die Wand malen, und vielen ist der Satan unbequem, d. h. wenn man sie daran erinnert. Die Sonne Satans überstrahlt aber bereits das wahre Licht des Glaubens, ja auch schon in vielen Seelen der „Auch-noch-Katholiken“. Man hat sich an das Licht Luzifers gewöhnt! Die Sonne Satans! Die Milliarde von Untertausten wird von der neuheidnischen, materialistischen Kultur einzufangen versucht. Die letzten Länder der sogenannten „dunklen Erdeite“ werden der „Zivilisation“ heute erschlossen. Ihre Dampfer, Eisenbahnen, Autos, Flugzeuge; ihr Handel, die unersättliche Raubbier, das Ausbeutertum, kirchenfremdes, kirchenfeindliches Schulwesen dringen voran. Der glaubenslose Materialismus mit seinem schrankenlosen, krassen, schamlosen Genießertum breitet sich aus. Habsucht und Waffengewalt „öffnet“ die äußersten Winkel bisher unbekannter Länder. Die Erde ist im Begriff aufgeteilt zu werden in kultureller und religiöser Hinsicht. Der europäische Riesenkampf zwischen Christusglaube und neuheidnischer Scheinbildung breitet sich mit Blitzesschnelle auch über die entlegensten Völker und Länder hin. Sonne Satans und Licht des Evangeliums ringen miteinander. Hunderte von Millionen lassen sich blenden vom gleißenden Licht der „laizierenden“ Weltanschauung unserer Modernen, von ihrer Gottlosigkeit, dem „Freidenkertum“. Die Völker Asiens und Afrikas schauen nach dem falschen Lichte, halten es für Wegweiser, jagen einem Irrlicht nach. Die Sonne Satans! Das trügerische Licht der Gottlosigkeit hat seine Trabanten: den Nationalismus, der seit dem Weltkriege den Haß der „zurück-

gebliebenen“ Völkerschäften aufwiegelt gegen den Europäer; das brodelnde Chaos des russischen Bolschewismus. In furchterlichen Sturzfluten bricht der Unglaube über das Christentum und über die Missionsvölker herein!

Soll das Licht des Evangeliums, die göttliche Sonne keine Leuchtkräfte mehr besitzen, keine Kraft- und Lichtquelle mehr sein für ungezählte Seelen im Heim- und Heidenlande? „Ich bin auf die Erde gekommen“, sagt der Heiland, „um das Feuer zu bringen und was will ich anders, als daß es brenne!“ (Luk. 12, 49.) Dieses Feuer des hl. Geistes, der Liebe, soll und muß die Sonne Satans überstrahlen. Auf die Erde hat es der Heiland gebracht und es muß genährt werden, genährt werden von der Gottes- und Nächstenliebe. Beten müssen wir, daß in uns und in allen Seelen sich das Feuer der göttlichen Liebe entzünde. Deshalb drängt mehr als je die Missionspflicht; sie brennt uns, den Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts in vermehrter Stärke auf der Seele. Da wo der Glaube Wurzel faßt, wird jedes Höhenbild in den Fettschänen und in den Menschenherzen vom Sockel gestoßen. „Hinausgeworfen wird der Fürst der Finsternis.“ (Joh. 12, 31.) Die Macht der Hölle wird gebrochen; Satans Sonne zum Erlöschen gebracht.

Das Feuer Christi soll weitergetragen werden, licherloh soll es brennen. Das Licht der Welt dringe in die finstersten Höhlen, wo Lüge und Laster brüten. Hilf ihm den Weg bereiten, der da kommt zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Baue Altäre, Tabernakel, Kreuzbilder, Gotteshäuser, in deren Brennpunkt derjenige wohnt, und in Liebe sich geheimnisvoll vervielfältigt, der bei den Menschenkindern sein will. Hast du beigetragen, daß auch nur eine Seele gerettet, ein geistiger Sieg erfochten, ein Gottesucher in seinem heiligsten Hunger gefästigt, ein Herz aus der Sklaverei der Sünde erlöst, ein Kind im Wasser und Gottesgeist wiedergeboren wird — so erwächst daraus mehr Ehre für den ewigen Gott, als durch alle Schäze der Welt.

Deshalb fördere die Missionsberufe, unterstütze die Missionsanstalten. Wir denken, handeln apostolisch und stehen mit der Kirche, mit dem Stellvertreter Christi auf Erden sind wir solidarisch, wie es katholischen Christen geziemt, wenn wir die Missionen fördern und deren Anstalten unterstützen. Lassen wir uns nicht durch Unkenntnis, auch aus dem eigenen Lager, abschrecken. Wo Klöster, Missionsanstalten erstehen, erblüht und kräftigt sich das religiöse Leben; wo offene Hände sich finden, die materiell die Missionen unterstützen, da öffnen sie sich auch zu heimatlichen guten Zwecken; wo Ordensberufe entstehen, sorgt auch der liebe Gott für Seelsorger in der Heimat. Klöster sind wie Wälder, welche den Regen herabziehen auf die Lande; wo man die Wälder abtreibt, da versiegt das Leben, so urteilt die große hl. Theresia. Eine solche Lichtstation, eine solche Segensquelle soll auch das neue Mariannhiller Pius-Seminar in Würzburg werden. Alle, die an dem Entstehen und Erhalten desselben mitwirken, werden daran mitarbeiten, dem Lichte des Evangeliums Bahn brechen zu helfen, auf daß es die Sonne Satans verdunkle und zum Erblassen bringe!

P. Dominikus.

Die Mission ist die edelste Aufgabe der Kirche. Sie zu unterstützen das vornehmste und verdienstvollste Werk!

Südafrikanische Schulinspektoren-Konferenz in Mariannhill

Von Fr. Otto Heberling, R. M. M.

Mariannhill hat in den letzten Jahren schon allerlei große Tagungen gesehen. So: Bischofszusammenkünfte, Soziale Kurse, General-Kapitel der Kongregation, Ferien-Kurse usw. An all diese Tagungen darf eine neue, für ganz Südafrika sicher hochbedeutende und erste in ihrer Art, würdig angereiht werden. Vom 1. bis 20. Juli 1928 kamen in Mariannhill über 100 ausgewählte, speziell eingeladene, weiße und schwarze Vertreter des Schul- und Erziehungswesens für die Eingeborenen zusammen. 70 schwarze „Headteachers and Superiors“, (Hauptlehrer und Schulinspektoren) und 35 — 40 weiße Schulinspektoren, Professoren der Universitäten von Kapstadt und Johannesburg, Direktoren der verschiedenen anderen Hochschulen und Lehrerseminarien und Hauptlehrer der ganzen Union von Südafrika und Basutoland. Auch einige Patres von Mariannhill, vier Oblaten-Patres, zwei von Basutoland und zwei von den Vikariaten Kimberley und Johannesburg, einige Schwestern vom kostbaren Blut, eine Benediktinerin von Zululand und drei „Notre Dame-Schwestern“ aus der Präfektur vom hl. Geist in Kronstadt, ferner zwei Ritualisten und zwei Minister von der „High Church“ nahmen an der Tagung teil. Ähnliche vorangegangene Tagungen in früheren Jahren waren in der Hauptsache nur provinzialer Natur gewesen. Dieser Kurs soll der erste in einer Reihe sein, die in den folgenden Jahren stattfinden sollen und stets aus Vertretern des Schulwesens von ganz Südafrika, von Weißen und Schwarzen zusammengelegt sein werden. Das Zustandekommen der imposanten Tagung wurde möglich gemacht durch die Zusammenarbeit der „Carnegie Corporation“ von New York mit den verschiedenen „Education Departments“ in Südafrika und der Zustimmung Mariannahills. Der Grundton dieses und aller folgenden Kurse soll „Adaptation“ (Anpassung) sein, oder „der Gebrauch der Schule und der ganzen Maschinerie der Erziehung, um die Eingeborenen für das Leben, das sie heute und morgen leben müssen, tauglich zu machen.“ Die Teilnehmer der Tagungen sollen, durch die Vorlesungen belehrt, darauf hinarbeiten, daß die Eingeborenen auf ihre Hautfarbe stolz werden, stolz darauf, eine eigene Rasse zu sein; daß sie ihre Muttersprache lieben, die Geschichte und Tradition ihres Volkes achten und hochschätzen; daß sie aber auch einsehen, daß verschiedene Eingeborenen-Gebräuche veraltet sind und nicht mehr in die neue Zeit und in die neue Welt, in welcher sie jetzt leben, hineinpassen. Damit der Eingeborene ein guter „Patriot“ werde, soll er die Struktur seiner Sprache gelehrt und erklärt bekommen. Ferner: die Gründe für die Gewohnheiten seines Volkes, die Geschichte und Methode der Regierung und Verwaltung der afrikanischen

Stämme. Da der Eingeborene Südafrikas mit Europäern, Farbigen und Indiern zusammenleben muß, soll er lernen, sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Auch auf seine Gesundheit besser zu achten, soll der Eingeborene lernen.

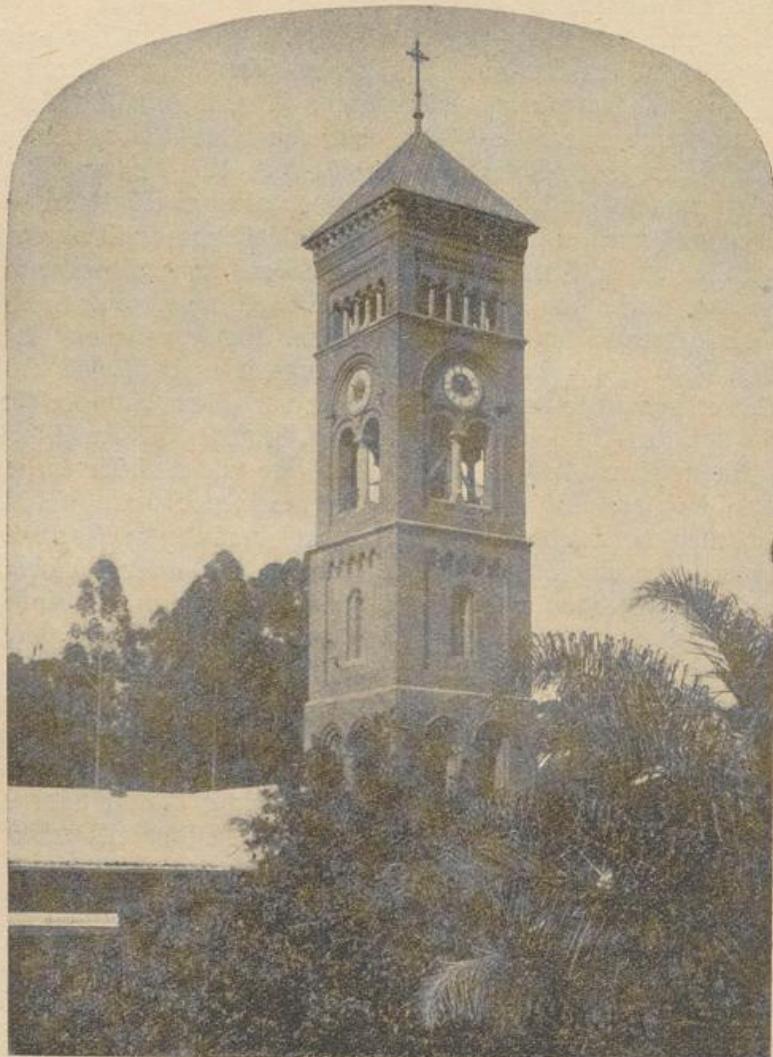
Vor allem will der Kurs auch den „Supervisors of native schools“ mit guten Ratschlägen an die Hand gehen. Die „Supervisors“ sollen sich nicht bloß mit der Überwachung ihrer Anzahl von Schulen und Lehrern und deren Fortschritt und weiteren Ausbildung begnügen, sondern sie sollen das Interesse des Volkes, der Kommunität, für ihre Schulen ansachen und dem Volke zeigen, wie das Werk der Schule ihnen nützen und wohlthun kann. Die Schule soll zum Mittelpunkt des Lichtes und der guten Entwicklung für das Volk gemacht werden.

Die Tagung wurde am 1. Juli, abend 7.30 Uhr von Dr. C. Loram, Mitglied der „Kommission für Eingeborenen Angelegenheiten“ in Pretoria und z. Z. Hauptvorsteher für Erziehungswesen in Natal, eröffnet.

Der Redner hob in seinen Ausführungen vor allem auch die Gründe hervor, die ihn, den Einberufer der Tagung, bewogen hätten, Mariannhill als Tagungsort auszuwählen. Er sagte unter anderem: „Als es feststand, daß die Winterkurse, die seit einigen Jahren nicht mehr gehalten worden waren, dieses Jahr in etwas veränderter Form wieder aufgenommen werden sollten, gingen meine Gedanken sofort nach Mariannhill. Sie fragen mich vielleicht: Warum nach Mariannhill? Sind Sie denn ein Katholik? — Ich antworte: Nein, ich bin kein Katholik. Aber nichtsdestoweniger habe ich verschiedene für mich ausschlaggebende Gründe gehabt, die ich Ihnen auch nicht vorenthalten will. Ein Hauptgrund war der: Der letzte Kurs, welcher vom Department für Erziehung von Natal arrangiert worden war, hat vor einigen Jahren als letzter in seiner Art auch in Mariannhill stattgefunden. Wir haben dem Kloster und den Klosterinsassen von damals noch eine Dankesschuld abzutragen. Deshalb wollten wir als Gentlemen handeln und den ersten Ferien-Kurs für ganz Süd-Afrika auch wieder in Mariannhill beginnen.“

Darauf folgte noch eine Reihe anderer maßgebender Gründe: „In Mariannhill haben wir beständig das Beispiel der emsigen Arbeit und Pünktlichkeit vor Augen. Auch wir wollen während dieser Tagung und nachher im Berufsleben fleißig und gewissenhaft arbeiten für das Wohl und Wehe Südafrikas; wir wollen pünktlich sein, wie die guten Patres und Brüder von Mariannhill, die auf das Glockenzeichen aufstehen, in die Kirche gehen, beten, arbeiten, beten und wieder arbeiten. Auch wir wollen jetzt und später das „Ora et labora“ auf der Mariannhiller Klosterpforte in die Tat umsetzen. — Dann genießen wir in Mariannhill die zu unserer Arbeit so notwendige Ruhe in der Klosterstille und im Klosterfrieden; ferner die wohlthuende Gastfreundschaft, Freundlichkeit und den Frohsinn der Patres, Brüder und

Schwestern; am Morgen weckt uns das melodische, anziehende Glockengeläute und der Gesang in der Kirche; außerdem ist jetzt zur Winterszeit in Mariannhill das angenehmste Klima und die Umgebung immer



Der „Campanile“ von Mariannhill, das Wahrzeichen Mariannhills. Bekanntlich führen die „Mariannhiller“ Missionare ihren Namen nach dieser ersten Niederlassung in Natal

schön. Auch die verschiedensten Arbeitsräume stehen uns offen, wo wir am Nachmittag uns in der Handarbeit üben und allerhand nützliche Gegenstände mit unseren eigenen Händen vervollständigen und zur Erinnerung an Mariannhill mit nach Hause nehmen können.“ Am Schluß

sagte er noch: „Ich bin überzeugt, daß alle Teilnehmer der Tagung, Weiße wie Schwarze, Mariannhill in den 20 Tagen recht liebgewinnen werden, als bessere Menschen fortgehen, — ich gehe von Mariannhill bei jedem Besuch als besserer Mensch fort — und ein andermal gerne wieder kommen werden.“ So der Vorsitzende und Leiter der Tagung (ein Protestant) in der Eröffnungsrede.

Am nächsten Tage wurden dann die Arbeiten aufgenommen. Von 7 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags waren jeweils Vorlesungen. Da zwischen einige Pausen für Frühstück, Gebet usw. Mittagessen war um 1 Uhr. Dann war von 2—3.30 Uhr Handarbeit. Darauf bis 5.30 Uhr freie Zeit, dann wieder Vorlesungen und anschließend Abendessen. Von 7.30 Uhr an wieder Vorlesungen, Konzert und Spiele bis 9 Uhr. Darauf Schlafengehen.

Die Vorlesungen wurden gegeben von:

1. Dr. Loram, über: „Erziehung und Kommunität.“ — „Schul-Inspektion und Schul-Aufsicht.“ — „Die Eingeborenen Afrikas und wie sie regiert werden.“

2. Dr. Malcolm, Chef-Inspektor für Eingeborenen-Erziehung in Natal, über: „Schulsystem in Natal.“

3. Professor A. Reid, Direktor des Natal Training Colleges, in Maritzburg über: „Angewandte Physiologie.“ — „Wissenschaft für den Alltag.“

4. Professor Dr. Dole von der Universität Witwatersrand, Johannesburg, über: „Bantu-Philologie.“

5. Dr. Barnard, Professor an der Universität in Kapstadt, über: „Das Studium der sozialen Systeme der Bantuvölker.“

6. Dr. Mc Murtrie, Missionsarzt von Mariannhill, über: „Erste Hilfe bei Unglücksfällen.“ — „Bekämpfung der Tuberkulose.“

7. Den Inspektoren der Provinzen und Distrikte über: „Zahl der Schulen und der Schüler, Qualität der Lehrer, Resultate bei den Prüfungen.“ usw.

Neben den Vorlesungen hatten, wie oben schon erwähnt, die Teilnehmer der Tagung am Nachmittag Gelegenheit sich in den Werkstätten von Mariannhill von den Brüdern praktische Anweisungen in den verschiedensten Handwerken geben zu lassen. Und die Gelegenheit wurde von den meisten Teilnehmern eifrig benutzt.

Um Mittwoch den 11. Juli traf auch der Indier, Sir Sastri, General-Agent sämtlicher Indier in Süd-Afrika, ein. Noch nicht sehr lange wurde diesem vom König von England die höchste Ehrung zuteil. Er wurde in den Kronrat berufen und ist somit einer der angesehensten Männer in Süd-Afrika. Nach einer kurzen Begrüßungs- und Einführungsrede vonseiten des Vorsitzenden der Tagung ergriff der hohe Sohn aus Asien das Wort und sprach eine Stunde lang

über: „Die Schulverhältnisse der alten und neuen Zeit in Indien.“ Sir Sastri war früher in Indien auch lange Zeit Lehrer gewesen und hatte später zu der angesehenen Vereinigung der „Diener von Indien“ gehört. Nach seiner Rede dankte ihm zuerst ein schwarzer, dann ein weißer Teilnehmer des Kurses.

Am Ende der zweiten Woche der Tagung machten die Teilnehmer zusammen einen Ausflug nach dem nahen Durban, um das dortige Museum, verschiedene Schulen, die Hafenanlagen, die Ozeandampfer und anderes anzusehen. Aus all dem Berichteten ist zu sehen, daß es den maßgebenden Stellen schon darum zu tun war, allen Teilnehmern der Tagung, der Elite des Schulwesens für die Eingeborenen-Erziehung etwas zu bieten und ich glaube, daß die Ziele, die sich die Oberleitung der Tagung gesteckt hatte, schon in etwa, je nach der Kapazität des einzelnen Individuums, erreicht wurden. Auf alle Fälle wurden durch die gut durchdachten Vorträge und Vorlesungen viele fruchtbringende Ideen ausgestreut. Die Zukunft wird es lehren, ob die Samenkörner auf gutes Ackerland gefallen sind.

Zum Schluß sei auch noch kurz berichtet, daß während der ganzen Tagung eine Gemälde-Ausstellung eines werdenden Eingeborenen-Malerkünstlers großes Aufsehen und das allgemeine Interesse und die Bewunderung sämtlicher Kursteilnehmer und Besucher von Mariannhill erregte. Der junge Zulu-Malerkünstler, Gerard Bhengu, lebt auf unserer Missionsstation Centocow. Der dortige Missionsarzt, Dr. Kohler, wurde vor ungefähr zwei Jahren auf ihn aufmerksam, unterstützte ihn, gab ihm Anleitung, kaufte ihm Pinsel, Papier und Farben, war ihm seither Freund und Gönner und stand dem jungen Künstler mit Rat und Tat zur Seite. Der Erfolg ist staunenerregend und vielversprechend für die Zukunft. Der junge Künstler, der während der Tagung mit seinem Mäzen, Dr. Kohler, für einige Tage nach Mariannhill gekommen war, macht nicht bloß schon Kopien von Gemälden berühmter Meister mit großer Genauigkeit, sodaß ein Nicht-Fachmann kaum einen Unterschied feststellen kann, sondern er schafft und malt auch schon nach eigenen Ideen und bei der Ausstellung waren schon eine Reihe wertvoller Bilder dieser Art aus dem Leben der Eingeborenen. Vielleicht erscheint bald ein längerer Artikel mit Bildern über das Werden und Wirken des gottbegnadeten jungen Zulu-Malerkünstlers. Er sei aber schon heute allen Kunstreunden und Freunden der Mariannhiller Mission aufs wärmste empfohlen.

„Die Kirche ist in ihrer Missionsarbeit neben der göttlichen Gnade auf die Unterstützung der katholischen Heimat angewiesen. Versagt dieselbe, so versagen die Missionen selbst.“ Benedikt XV.

Von Elephanten getötet

Nicht weit von Dunbrody, wo die Mariannhiller ihren ersten Gründungsversuch in Süd-Afrika gemacht haben, hielten sich früher viele Elephanten auf, die allmählich auf den Austrerbeetat kamen. Bevor sie aber alle weggeschossen waren, trat die Regierung ein und reservierte eine Strecke Landes, wo kein Elephant geschossen werden durfte und schaffte so einen großen Zoologischen Garten für Elephanten. Dort kamen im Laufe der Jahre folgende Fälle vor. — Ich lasse sie einen dort wohnenden Europäer erzählen. Es sind Fälle von gewaltsamen und frühen Todesfällen, in denen Europäer und Schwarze die Opfer waren, die von Elephanten getötet wurden.

Im ersten Falle, dessen ich mich erinnere, war es ein Hottentott, der mit einem Briefe zur nächsten Post geschickt worden war. Der Weg führte ihn durch einen viel von Elephanten besuchten Busch. Auf seinem Wege, es war gegen Abend, wurde er von einem wilden Elephanten gewittert. Dieser griff ihn an; der Hottentott aber rannte so schnell ihn seine Beine trugen, davon und als er das Loch eines Ameisenbären sah, kroch er schnell hinein. Dieses war aber nicht tief genug, sodass der Elephant ihn bei den Beinen fassen konnte. So zog er ihn heraus und zerstampfte Kopf und Körper zu einer unkenntlichen Masse. Den Brief fand man später neben der Leiche liegen.

Ein anderer Schwarzer ging in diesen Busch um Honig zu suchen, und wurde des Abends zu Hause vermisst. Drei seiner Leute gingen ihn am nächsten Tage suchen und fanden die Leiche zerissen und zerstampft in einer Lichtung des Busches liegen. Die Spuren eines großen Elephanten in der Umgebung des Körpers zeugten von der Ursache des Todes.

Ein Europäer ging in Begleitung seines kleinen Hundes verlorene Ziegen suchen. Sein Bruder ging auch mit. Nachdem sie eine Weile miteinander gegangen waren, gingen sie auseinander, um so eine größere Fläche absuchen zu können. Der kleine Hund lief in einiger Entfernung vor seinem Herrn her, und stieß bald auf einen großen Elephanten, den er mit ganzer Kraft anbellte. Der Elephant dadurch gereizt, ging auf den Hund los, welcher nun Angst bekam und zurück lief, um sich hinter seinem Herrn in Sicherheit zu bringen. Der Elephant folgte ihm und als der Herr das Trompeten des Elephanten hörte und den Körper sich durch das Unterholz zwängen sah, schaute er sich nach einem Platze um, wo er sich sicherstellen könnte. Er sah aber nur einen großen Strauch, in den er so hoch kletterte, als ihn die Äste tragen konnten. Hier, etwa 3—4 Meter über dem Boden erwartete er den Angriff und seinen Tod, den er als sicher vor Augen haben konnte. Der Hund führte den Elephanten auf seine

Spur, der dann sein Opfer vom Strauch herunter holte und zerstampfte. Daher die Lehre, daß man niemals einen Hund mitnahm, wenn man irgendwohin ging, wo Elephanten sein konnten.

Es war schon eine Reihe von Jahren, bevor die Regierung das Schutzgebiet bestimmt hatte, da schoß ein Farmer eine Elephantenkuh. Er hatte ziemlich nahe gestanden, durch einen dichten Busch gefeuert und er hatte die Kuh fallen sehen. Als er sich nun näherte, fand er bei der toten Kuh ein Elephantenkalb. Er kehrte schnell nach Hause zurück, um Riemen und Leute zur Hilfe zu holen. Nach vieler Mühe brachte er schließlich das Elephantenkalb in seine Wohnung, wo sich seine Frau riesig über den Zuwachs freute. Sie gab sich alle Mühe, das Kalb aufzuziehen, aber nach einigen Wochen krepierete es doch. Sie ließ ihrem Manne keine Ruhe, er solle doch noch einmal sein Glück versuchen und ein anderes Kalb bringen. Die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Elephantenkuh mit Kalb im dichten Busch ausfindig zu machen, sich ihr zu nähern und die Mutter zu töten, schreckte den Farmer nicht ab und er beauftragte seine Arbeiter eine Herde ausfindig zu machen und ihm den Platz zu melden. So kam denn sein Vorarbeiter und meldete ihm eine Elephantenherde in einer Schlucht, ungefähr eine halbe Stunde von seiner Wohnung. Er nahm sein Gewehr und der Vorarbeiter begleitete ihn, auch bewaffnet mit einem Gewehr. Als sie schließlich am oberen Rande der Schlucht angekommen waren, sahen sie etwa 250 Meter unter sich die Herde. Sorgfältig den Wind meidend, damit die Elephanten sie nicht wittern sollten, näherten sie sich den Tieren mit größter Vorsicht. Infolge der Dichtigkeit des Busches kamen die beiden Jäger hier auseinander. Plötzlich sah der Farmer in kurzer Entfernung eine Elephantenkuh stehen, von der Herde getrennt. Die Kuh sah nun auch ihn und griff ihn sofort an. Der Farmer erhob sein Gewehr, zielte und drückte — aber er hatte vergessen, das Gewehr zu entichern und dazu hatte er jetzt keine Zeit mehr. Das war sein Unglück. Im nächsten Augenblick war der Elephant auf ihm. Der Vorarbeiter war nicht weit weg und als er die Trompete des Tieres und den Schrei des Farmers hörte, eilte er zur Hilfe herbei. Er kam zu spät, er sah die Kuh mit ihrem Hinterteil auf dem Farmer sitzen ihn erdrücken, indem sie in einem fort trompetete und ihr Opfer mit ihrem riesigen Gewichte platt drückte. Er gab zwei Schüsse auf das Tier ab, das darauf von ihrem Opfer ließ und ihn angriff, der sich durch das dichte, dornige Geestrüpp rettete. Die Herde hatte unterdessen die Flucht ergriffen und so dem Mann den Weg für die traurige Heimkehr frei gemacht. So konnte er der Witwe seines Herrn melden, welches Opfer ihr Mann bringen mußte, um ihren Wunsch zu erfüllen. Ich bin nicht mehr sicher, ob man die Elephantenkuh später gefunden hat. Vor langen Jahren war in der Gegend ein großer wilder Elephant, der wegen eines kleinen Fleckens am Bein „Weißfuß“ genannt wurde.

Er war bei allen Schwarzen in der Gegend gefürchtet. Man sagte, er habe schon zwei oder drei Menschen getötet. Sein letztes Opfer war ein Weißer, nicht weit von der jetzigen Eisenbahnlinie. Er war eines Abends mit der Flinte ausgegangen, um Hasen zu schießen. Als er nicht heimkehrte, ging man ihn suchen. In einer großen offenen Lich-



Eingeborene Heidin mit merkwürdiger Haarsfrisur

tung fand man seinen Körper schrecklich zugerichtet. Des Weißfuß Spuren in der Umgebung zeigten an, wer der Täter war. Um das Tier endlich los zu werden, legte man einen Selbstschuß und bald darauf hatte Weißfuß den Lohn für seine Tat erhalten.

Dieser Erzählung kann man noch beifügen, daß vor wenigen Jahren

noch eine Elephantenherde sich in Rhodesia dem Bahnhof in den Weg stellte, wobei zwar ein Elephant das Leben einbüßte, aber auch die Lokomotive zur Entgleisung gebracht wurde. Während die Lokomotive wieder auf's Gleis gehoben wurde, zerlegten die Leute den Elephanten. Die schwarzen Passagiere erhielten das Fleisch und die Europäer die Haut. — Jetzt sind die Elephanten selten geworden in Süd-Afrika.

Wer möchte als Missionar nach Mount Frere gehen?

Von Schwestern M. Julia, C. P. S., St. Francis

Immer und immer wieder muß als eine der Haupthindernisse der Glaubensverbreitung der große Priestermangel bezeichnet werden. Wenn man hier in Süd-Afrika das große Transkei-Gebiet durchreist und die hunderte und tausende von Kraalen betrachtet, die sich von ferne nur wie große Maulwurfshäuser auf den grünen Ebenen und Bergabhängen erheben, wird es einem ganz wehmütig um's Herz in Unbetracht der unzähligen dunkelhäutigen Bewohner, denen der katholische Glaube noch fremd ist. Welch große Arbeitsfelder ständen nicht nur einem sondern vielen katholischen Priestern zur Verfügung. Man muß immer wieder sagen: die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.

Vor einigen Wochen ließen sich hier in Mount-Frere zwei Schwestern vom kostbaren Blute und vier schwarze Kandidatinnen nieder um durch Gebet, Arbeit und Opfer Seelen zu gewinnen und dem Priester vorzuarbeiten. Ein kleines Steinkirchlein wurde vor etwa dreißig Jahren von den damals hier wohnenden Europäern gebaut, die aber jetzt zum größten Teil verzogen sind. Der Priester, der 60 Meilen von hier stationiert ist, konnte nur ein paar Mal im Jahre kommen und so konnten die Ameisen, die anscheinend hier ihre Heimat haben, unbewilligt an ihrem Zerstörungswerk arbeiten. Die Decke über dem Altar ist an mehreren Stellen durchgefressen, so daß der Regen nicht viel Schwierigkeiten hat, durchzukommen. Es ist manchmal interessant, den Tausenden und Millionen von Tierchen zuzuschauen, wie sie in größter Eile und in geregelten Prozessionen durch die Zimmer und an den Wänden hinauf ihren Geschäften nachgehen.

In den ersten Tagen ließen uns die Plagegeister nicht einmal unsere Nachtruhe und bald krabbelte das Bett von ihnen, bis wir uns durch Gegenmittel ihrer etwas erwehrten. Noch schlechter war es, als ich einmal in einem Kaffernkraal schlief, der förmlich von Ratten besetzt war. Münster sprangen sie über mich und wedelten mir mit ihren langen kalten

Schwänzen um die Nase. Mit einem Stock konnte ich ihnen jedoch wieder für einige Minuten Ruhe gebieten.

Nun wieder zurück zu unserem armen Kirchlein, das an Paramenten nur einige Stücke hat. Für den sakramentalen Segen haben wir weder Rauchmantel noch Velum noch Rauchfaß und die braune Schutzdecke des Altares ist aus einfachem Kleiderstoff gemacht. Jedoch, was macht es, wenn wir arm sind mit unserem Heilande, hätten wir nur einen Priester. Wir beneiden alle Katholiken, die in der Nähe einen Priester haben, denn uns ist nicht einmal das Glück beschieden, am Sonntag eine heilige Messe zu haben. Sechs verschiedene andere Sekten sind hier auf dem kleinen Platz schon vertreten und des Sonntags rufen ihre Glocken die Weissen sowohl wie die Schwarzen zum Gottesdienste herbei, während unser lieber Heiland im hl. Altarsakrament verlassen bleibt; kein Aveglöcklein ist da, um zum Gottesdienste zu rufen und noch mehr, es ist kein Priester da, der an den Altar trate, um das heilige Opfer darzubringen.

Vor einigen Tagen besuchte ich die protestantische Schule, eigentlich waren es eine ganze Reihe alter Strohhütten mit 220 Schulkindern. Alle schienen sehr lernbegierig, besonders eine große Anzahl kleiner ABC-Schüler saßen in der glühend heißen Sonne draußen und jeder hatte ein Häufchen kleiner durrer Stecken bei sich, für die Rechenstunde. Ich wurde von den kleinen Almagosas vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet, denn viele von ihnen hatten gewiß in ihrem Leben noch keine Schwestern gesehen. Ein Mädchen bekannte mir einmal, daß sie geglaubt habe, wir Europäer hätten Milch in den Aldern. Vor etwa zwei Monaten ist hier eine zweite Schule aufgemacht worden und hat auch schon wieder gegen 50 Kinder, während eine etwa 20 Minuten von hier entfernte gegen 100 Schüler zählt. Diese Gegend ist hier sehr dicht bevölkert und wir zählen von hier aus gegen dreihundert Kraale. Auf unseren Missionswanderungen fanden wir außerdem noch fünf andere Schulen von den Andersgläubigen und die katholische Kirche hat noch keine. Hätten wir ein Gebäude, so könnten wir auch sofort eine Schule aufmachen. Es waren schon eine ganze Reihe Kinder und Eltern da, die um Aufnahme in die katholische Schule batzen. Es ist dieses auch fast der einzige Weg zu den Herzen der Kinder und der Erwachsenen zu gelangen, zumal da schon viele protestantisch sind. Möge uns der heilige Vater Joseph bald helfen in unserem Anliegen.

Unsere schwarzen Kandidatinnen arbeiten fleißig mit uns und gehen öfter weit in die Mission hinaus. Auf mehreren Stellen haben uns die Eingeborenen schon Kraale zur Verfügung gestellt für den katholischen Unterricht. Auf der einen Stelle hatten wir dieser Tage 26 Heiden zum lernen.

Ein Priester hätte hier gewiß ein schönes großes Arbeitsfeld und könnte viele Seelen für den Himmel retten. Täglich beten wir zur

Königin der Missionare und rufen sie an um Hilfe in diesem Anliegen. Möchtz sie doch bald einem Priester leise ins Ohr flüstern, er solle als Missionar nach Mount Frere in den Transkei in Süd-Afrika ziehen. Die Freude über unsere Gebetserhörung würde dann eine sehr große sein und das Werk der Bekhrung würde sicher bald Wurzeln fassen.

Glockenweihe in Engelosini

Von Bruder Isidor, R. M. M

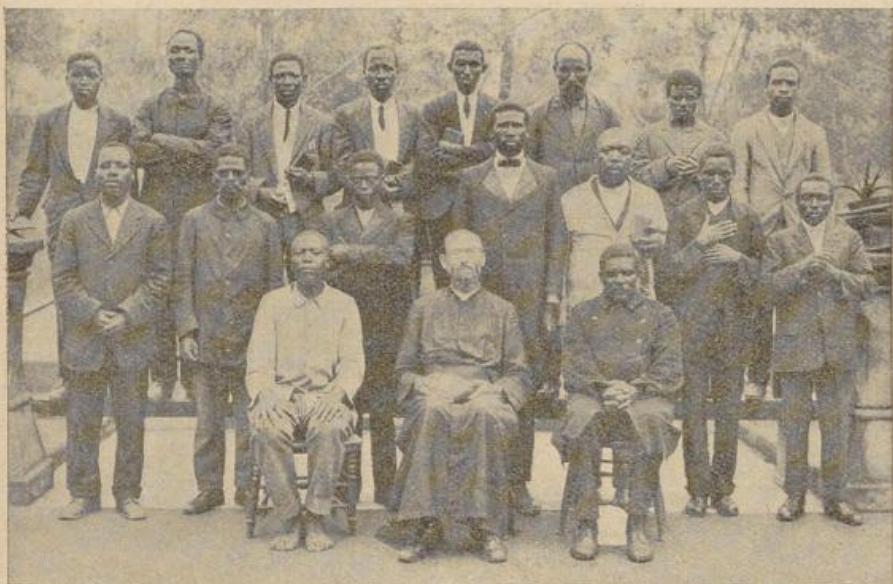
Am Sonntag den 7. August hat Centocow eine kleine, aber schöne Feier gesehen. Es wurde in Engelosini, einer unserer Außenstationen, eine neue Glocke konsekriert. Der hochwst. Herr Bischof kam am Tage vorher und wurde feierlich empfangen. Das Wetter versprach zwar nicht besonders günstig zu werden, aber am Sonntag Morgen verzogen sich die Regenwolken, das Wetter wollte unsere Festesfreude nicht stören.

In der Frühe las der hochwst. Herr Bischof die hl. Messe. P. Apollinaris, der Rektor der Station, mußte beim Austeilen der hl. Kommunion helfen. Um 8.30 Uhr las der zweite Missionar, P. Fischer, die Pfarrmesse für diejenigen, die nicht zur Außenstation Engelosini gehen und der Feier beiwohnen konnten. Wer sich aber freimachen konnte, machte sich auf den Weg nach dem $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Engelosini hinauf. Fast die ganze Station slog aus, alt und jung, groß und klein, alles wollte einmal eine Glockentaufe sehen. Der Bischof und der Missionar ritten um 8 Uhr hinauf. Wer sonst noch ein Pferd erhaschen konnte, tat es. Viele hatten das Glück nicht, die meisten spannten Schusters Rappen ein. Ich selber schob schweißtriefend mein Rad den Berg hinan in der stillen Hoffnung, wenigstens auf dem Heimweg das Vergnügen zu haben, mich daraufzusetzen zu können, ähnlich wie weiland die Schwaben, die das Büglein den Berg hinaufschoben, um dann die andere Seite im Hurra hinunterzufahren.

Der hochwst. Herr Bischof und P. Apollinaris hörten in Engelosini noch vielen Christen Beicht. Es war bereits 11 Uhr, als der Gottesdienst begann. Beim feierlichen Hochamt tat der Sängerchor von Centocow sein Bestes. Es war gut, daß das Kirchlein aus Quadersteinen erbaut ist, sonst wäre wohl bei dem wuchtigen Unprall der Melodien dasselbe eingestürzt. Dem Hochamt folgte gleich der Segen und eine kleine Pause.

Dann kam der eigentliche Festakt. Die neue Glocke hing schon auf dem „Turm“ d. h. auf dem hohen freistehenden Glockenstuhl, der aus kräftigen Baumstämmen zusammengezimmert war. Um die Glocke bei der Konsekration zu erreichen, mußte ein hohes Gerüst

gebaut werden. Auf einer Außenstation aber gibt es nicht viele Bretter und Stangen und was man sonst zu einem Gerüst braucht. Da mußte alles herhalten, was zu finden war: Tische, Bänke, Schemel, Kisten usw. So kam zuletzt doch noch etwas zustande, dem der Bischof und der Festprediger ihr Leben anvertrauen konnten. Aus Schemeln, Bänken und Tischen wurde auch eine Treppe gebaut, deren Stufen zwar ungleich und ziemlich hoch waren, aber doch ihren Zweck erfüllten. Eine kleine Turnübung muß der Missionar unter solchen Umständen schon mitnehmen, sogar ein Bischof kann sich ihr nicht immer entziehen. Das Ganze wurde mit Decken behangen, mit Grün bedeckt und sah garnicht mehr so schlecht aus.



Hochw. P. Cyprian, der Missionar von Mariannhill, mit dem Katechistenstab
P. Cyprian ist zur Zeit auf der Reise nach Europa

Die Glockenweihe begann mit der Festpredigt des P. Apollinaris. Er stand hoch oben auf dem Gerüst. Noch nie in seinem langen Missionsleben hatte er von so luftiger Höhe aus seinen schwarzen Pfarrkindern das Wort Gottes verkündigt. Er sprach von den Zeremonien der Glockenweihe und von der Bedeutung der Glocke für das religiöse Leben der Christen. Alle Augen waren bei der nun folgenden Konsekration auf den amtierenden Bischof und die assistierenden Priester gerichtet. Der schöne, sinnvolle Ritus machte offensichtlich tiefen Eindruck auf das Volk. Der wurde noch verstärkt, als nach der Weihe auch der Bischof noch einige väterlich mahnende Worte an seine schwarzen Diözesanfinder richtete. Sie waren ganz begeistert für ihren „Baba“

omkulu", ihren „großen Vater“. Und nicht nur die Katholiken, auch die Protestanten und Heiden, die in großer Zahl zum Feste gekommen waren. Sie hatten ja noch nie einen Bischof in seinem prächtigen Ornat auf einer Außenstation gesehen, mitten unter ihren armseligen Hütten. Es war wirklich, wie der Missionar launig bemerkte, daß erste Mal seit Erschaffung der Welt, daß ein katholischer Bischof dahin seinen Fuß gesetzt hatte.

Zur Freude aller Anwesenden führten die Schulkinder einige Spiele und Reigentänze im Freien auf und dann ging es heimwärts. Beim Eintritt der Dunkelheit waren auch die letzten daheim. Nur die neu geweihte Glocke blieb einsam zurück.

Was mag sie wohl alles erleben, die Glocke im Heidenland! Wird sie einmal den Tag sehen, wo all die Heidenhütten, über die ihre vollen Klänge dahinschlüten, in christliche Familienhäuser umgewandelt sind? Oder wird sie einmal einen Verfolgungssturm einläuten müssen, der das junge Bäumchen der Christengemeinde entwurzelt? Das eine erwartet der Missionar von der Gnade Gottes und der Mithilfe der christlichen Heimat. Daz Gottes Güte das andere von seinen Schäflein fernhalten möge, das erbittet er vom guten Hirten. Daz die Glocke aber an ihrem Weihetage manch guten Entschluß in die Herzen der schwarzen Kinder hineingeläutet habe, daz sie noch recht viele Jahre ihres heiligen Amtes walten, eine große Christenschar regelmäßig zum Gottesdienste einzuladen und ihr so Wegweiserin und Gefährtin auf dem Wege zur ewigen Heimat werden möge, in dieser Hoffnung trabten Bischof und Missionar heim zur Station Centocow.

Erziehung zur Ehrfurcht

Von P. Hoche, Rektor

Wir leben in einer Zeit, die an vielem rüttelt, was bisher fast als unumstößlich galt. Alte Ideale werden gestürzt und neue Ziele aufgestellt. Gewiß ist ein Kampf um gute, neue Wahrheiten, die wirklich weiter bringen, nur zu begrüßen. Jedoch darf man nicht übersehen, daß in dem Ringen und Neugestalten der Gegenwart auch viel nichtiges, trügerisches Blendwerk schimmert und täuscht. Vorschnell ist man oft bei der Hand, das Alte schonungslos beiseite zu werfen. Kein Wunder daher, wenn die noch unsfertige Jugend, die sich leicht durch klingende Worte berauschen läßt, die noch zu ungefestigte Urteile hat, der die Erfahrung des Alters fehlt, wenn die davon erfaßt wird und es in mancher Beziehung an der nötigen Ehrerbietung, an der rücksichtsvollen Schonung und Zurückhaltung fehlen läßt. So wächst leicht ein Geschlecht heran, daß sich immer weniger den natürlichen Autoritäten

unterordnet, bei dem sich leicht manche Bande frommer Scheu lösen. Weil aber die Gegenwart der Ehrfurcht wenig günstig ist, hat das Haus umso mehr die Pflicht, an seinem Teile Gefährdetes zu schützen. Früher gedieh die Ehrfurcht von selber mehr als reife Frucht eines von bestimmten, gleichmäßigen Grundsätzen geleiteten Familienlebens. Heute mangelt es häufig an der Ernsthaftigkeit und Stetigkeit einer gediegenen häuslichen Erziehung, und außerdem wirken in viel größerem Maße als früher die unendlich vielen Miterzieher auf den empfänglichen jungen Menschen ein, besonders in jenen Jahren, wo er sich zum ersten Male dem Einflusse der Familie, die sonst noch einen schützenden Wall bildet, entzogen sieht. Außerdem scheint der Zeitgeist dem Selbstbewußtsein der Jugend allzusehr entgegenzukommen. Bezeichnend ist es, daß ein neuerer Dichter den Satz formen möchte: Und wenn von Sohnespflicht zu dir dein alter Vater spricht; gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!

Mißerfolge in der Erziehung durch Gewaltmittel zu verhindern führt meist ebenso wenig zum Ziel, wie wenn man im Gegenteil die Jugend zu übernachichtig sich selber überläßt. Durch Zwang, durch polizistische Dressur allein pflanzt man wohl Furcht, aber keine Ehrfurcht in die jungen Gemüter, man erreicht jene „feine, äußerliche Zucht“, die aber wenig Bestand und Wert hat. Kommen so erzogene junge Menschen erst in die Lage, keinen unmittelbaren Leiter mehr über sich zu haben, dann fällt das Aufgezwungene wie brüchig gewordener Firnis doch bald wieder ab.

Die Ehrfurcht ist nach ihrem ganzen Wesen etwas Freiwilliges, sie ist Hochachtung, heilige Scheu vor etwas, was sich eben durch seinen Wert selber Achtung abnötigt. Die Erziehung muß darauf ausgehen, alles, was der Hochachtung wert ist, so darzustellen, daß die Achtung davor in der Jugend von selber lebendig wird. Den Wert des Alten, das bewährte Gute, das muß ihr vor Augen gestellt werden. Aberhaupt wird ein gründliches Wissen und Verstehen mit das Hauptmittel zur Pflege der Ehrfurcht bleiben; denn zum großen Teile ist Pietätlosigkeit immer auch Oberflächlichkeit und im Grunde genommen Beschränktheit und Unreife. Es ist eine alte Erfahrung, daß derjenige mit seinem Urteil viel behutsamer und sparsamer hervortritt, der eine Sache gründlich versteht. Bei unziemlichem, vorschnellem Aburteilen wird es durchaus angebracht sein, den jungen Menschen entweder zu widerlegen oder ihn auf das Unschickliche seines Betragens aufmerksam zu machen. Zum großen Teile ist die Erziehung zur Ehrfurcht nichts anderes als die Gewöhnung zur Bescheidenheit. Der junge Mensch soll lernen sich zu beherrschen, er soll warten können. Und in diesem Punkte läßt sich durch eine vernünftige Erziehung manches erreichen. Nun verlangt die Pädagogik allerdings mit Recht, daß der Zögling auch zur Persönlichkeit erzogen werde, und da entsteht

leicht der Glaube, als ob diese Forderung im Widerspruch mit der Pflege der Ehrfurcht stünde. Das ist aber irrig. Denn schon die Beobachtung, daß die ausgeprägtesten, edelsten Persönlichkeiten auch fast immer am meisten wahre Ehrfurcht bezeugen, beweist das Gegenteil.

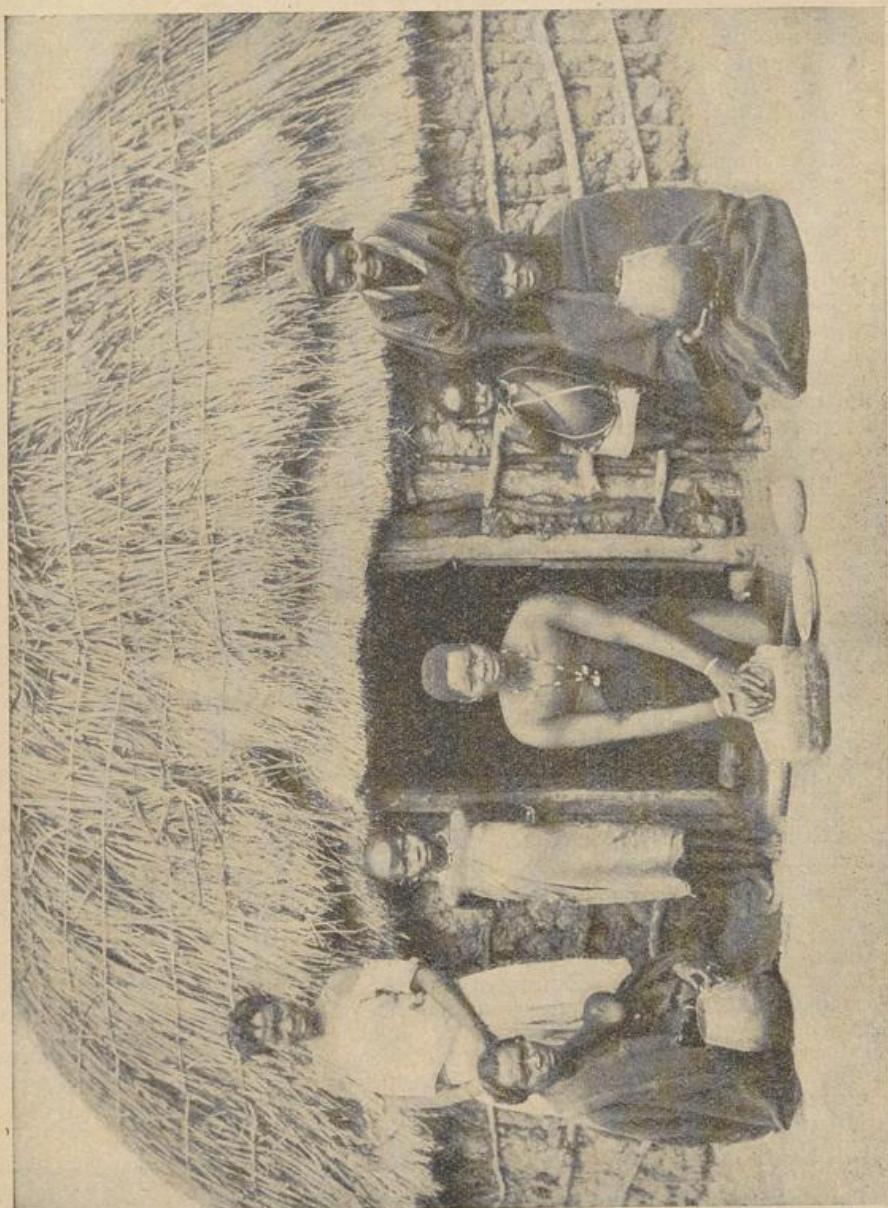
Die Forderung: Mehr Ehrfurcht! an die Jugend ist zugleich eine dringende Mahnung an unser Familienleben. Wenn im Hause Zucht und gute Sitte keine Stätte haben, wenn das Kind die Entwertung und Bespöttelung des Guten an den Eltern und Geschwistern sieht, woher soll ihm dann selber die Ehrfurcht kommen? Nicht anders als pietätig kann sich kaum ein junger Mensch zeigen, an dem in der Welt tausend Gleichgesinnte dieselbe Erziehung fortsetzen. Wo dagegen das Kind an seinen Eltern musterhafte Vorbilder erblickt, wo ein guter Ton, der rechte Geist im Hause herrscht, wird es schon seltener vorkommen, daß Unmaßzung, Verrohung, Hinwegsetzung über die Schranken der guten Sitte bei ihm durchbrechen.

Freilich darf man in dieser Beziehung auch nicht zu schwarz sehen. Es ist in der Jugend etwas Gärenedes, Ungestümes, Stürmendes zu eigen; sie glaubt in der Regel, das Rechte und Gute zu tun, wenn sie an manchem rüttelt, woran das Alter verehrend festhält. Auf diese seelische Verfassung in den Jahren des Werdens und Reisens heißt es natürlich Rücksicht nehmen. „Da ich ein Mann ward, legte ich ab, was kindisch war.“ Diese Apostelworte treffen auf den reisenden Menschen fast immer zu. Aus unruhigem, gärenden Moste pflegt der klare, edle Wein zu reisen. Diese Wahrheit mag immerhin trösten, wenn unsere Erziehung nicht immer Erfolg hat.

Es gibt allerdings auch eine „goldene Rücksichtslosigkeit“, die der Dichter erfrischend wie Gewitter heißt. Die steht aber nur dem erfahrenen und gereisten Menschen zu, weil er weiß, wo sie ausnahmsweise am Platze ist. Die Jugend jedoch ist vor allem auf das Ziel hinzulenken, das der Dichter mit den bekannten Worten kennzeichnet: Blüte edelsten Gemütes ist die Rücksicht!

„Durch unsere geringen, im Verborgenen vollbrachten Werke der Liebe befehren wir die Seelen in weiter Ferne, helfen den Glaubensboten und errichten Jesus wahrhaft geistige Wohnungen in den Seelen.“

Hl. Theresia vom Kinde Jesu



Eingeborene vor dem väterlichen Hause!

Moderne Missionsmittel

Ein Missionar aus dem früheren Deutsch-Ostafrika, der schon bald 40 Jahre auf dem afrikanischen Missionsfeld arbeitet, schreibt einmal: „Die Notwendigkeit und die Nützlichkeit eines praktischen Missionsarztes steht für mich außer allem Zweifel.“ Als Beleg hierfür gibt er ein Beispiel aus seiner eigenen Missions-tätigkeit. Durch eine glückliche Operation konnte er einen Häuptling vom Star befreien und ihm das Augenlicht wieder geben. Die Folge davon war, daß er in Zukunft die katholische Mission und nur diese für den Unterricht der Kinder und seiner Untertanen zuließ.

Der Mangel an ärztlichen Hilfskräften wird von manchen Missionaren bitter empfunden. So schreibt einer vom oberen Nil: „Manchmal blutete mir das Herz während meiner 10jährigen apostolischen Wirksamkeit, wenn ich infolge meiner geringen medizinischen Kenntnisse den Sitz der Krankheit nicht erforschen konnte, um sofort das richtige Heilmittel anzuwenden. Oft stand ich am Kranken-lager eines Knaben oder Jünglings, dem ein kleiner, operativer Eingriff das Leben gewiß gerettet hätte. Ich konnte ihn unmöglich wagen, weil ich keinerlei medizinische Ausbildung genossen hatte. Blutenden Herzens mußte ich macht- und hilflos zuschauen, wie der Kranke in der Blüte der Jahre dem Abel zum Opfer fiel, wie der Todesengel sich nahte und das teure Leben aus dem jugendlichen Leib entfloß.“

„Soll die katholische Mission“, so schreibt die Generaloberin der Missions-benediktinerinnen nach eingehender Belehrung ihrer Missionen in Afrika, „ihren ungeteilten Einfluß in Ugoni behalten und Veremaho zum Mittelpunkt des katholischen Lebens in dieser Gegend werden, dann müssen wir unbedingt, mehr noch als bisher an der leiblichen Wohlfahrt der Leute erbeiten können. Dies wird nur möglich sein durch opferwillige Missionsärzte und Ärztinnen. Wurde ja die Ausbreitung des Christentums von Anfang an gerade durch Ausübung der Werke der Barmherzigkeit mächtig gefördert. Sehr oft bahnten sie den Weg zur Annahme der Glaubenswahrheiten. Dies ist auch heutzutage noch der Fall. Für den Missionsarzt gibt es noch etwas Höheres als ein Pionier der Wissenschaft, ein Nothelfer der Leidenden zu sein. Seine erhabenste Freude ruht in dem Bewußtsein, daß seine Tätigkeit der Lehre unseres göttlichen Herrn die Wege und Herzen bereitet.“

Wo die missionsärztliche Tätigkeit systematisch einsetzt, bleiben die Erfolge nicht aus, mag es sich um Heiden, Mohamedaner oder auch die sonst kaum erreichbare Frauenwelt Indiens handeln. Das beweisen die bisherigen Erfolge in der kurzen Zeit, seitdem man auch katholischerseits zu diesem medizinischen Hilfsmittel gegriffen hat.

Als Ergebnis einer mehr als 70jährigen Erfahrung gibt eine protestantische Missionsgesellschaft Englands, welche die größte Zahl von Ärzten und Ärztinnen in den Missionen beschäftigt und sie geradezu als ihre Kerntruppe zur Lösung der schwierigsten Aufgaben verwendet, folgendes an: „Wenn wir uns zur Erfahrung hinwenden, so finden wir eine geradezu glänzende Rechtfertigung der ärztlichen Missionstätigkeit. Durch sie sind wir in Berührung mit Menschen gelangt, an die auf andere Weise nicht heranzukommen war; durch sie konnten wir Schranken von Übergläuben und Vorurteile niederringen und die Menschen in größeren Scharen zu Christus hinführen als durch irgend ein anderes Missionsmittel.“

Leider sind wir Katholiken auf dem Gebiete der missionsärztlichen Fürsorge weit hinter den Protestanten zurückgeblieben; da ist es hohe Zeit, daß wir die junge katholische Bewegung, die ihren Mittelpunkt im missionsärztlichen Institut in Würzburg hat, mit allen Kräften unterstützen.

„Das Marienkind in der Heimat, das sich an dem Missionswerk nicht beteiligt, läßt ein herrliches und großes Stück im Rosengarten Unserer Lieben Frau unbekannt liegen.“ P. Meschler

Chief Lebewu

Von Schwester Amata, C. P. S., Mariatrost

Etwa zwei Stunden von Mariatrost entfernt wohnt der Chief Lebewu. Sein Großweib starb vor einigen Jahren, erhielt aber noch die hl. Taufe und wurde auf unserem Friedhof begraben. Auch deren Tochter, ebenfalls getauft, folgte ihr bald nach. Nicht lange dauerte es, so starb ein anderes Töchterlein Emma mit Namen. Fast jedes Jahr hatte er einige Tote in seiner großen Familie. Da rief er eines Tages seine Räte zusammen und sagte: „Ihr wißt, jedes Jahr trägt man einige Tote aus meinem Kraal hinaus, die fast alle an einer und derselben Krankheit sterben, kein Arzt oder heidnischer Doktor kann helfen; so stirbt meine Familie bald aus; saget mir, was ist da zu machen?“ Alle antworteten einstimmig: „Laßt uns zum Wahrsager gehen, damit wir die Ursache erfahren.“ Bald darauf ließ der Chief den Befehl ergehen, daß alle seine Untertanen an einem bestimmten Tag vor ihm zu erscheinen hätten. Alle kamen dann an dem bestimmten Tage. Er fragte dann: „Was ist das, daß meine Familie zu Grunde richtet, wer bringt alle jene um?“ Einer nach dem andern sagte: „Ich weiß es nicht, Herr.“ Darauf erwiederte er: „Nun was meint ihr, daß ich tun soll?“ „Laßt uns zum Wahrsager gehen“, riefen alle. — „Gut“ sagte der Chief, „wenn aber einige unter euch vom Wahrsager ausgerufen werden, was soll ich dann mit jenen anfangen?“ Alle antworteten: „Iage ihn weit fort von deinem Gebiet.“ Dann fragte der Chief weiter: „Werdet ihr auch das nötige Geld bringen, damit ich zum Wahrsager gehen kann?“ Alle stimmten zu. Er hieß dann alle fortgehen mit dem Befehl, an einem von ihm bestimmten Tage mit dem Gelde zu kommen. Jene aber, welche nicht kommen würden, sollten schwer bestraft werden. Nach einigen Tagen ließ er dann alle Männer und Junglinge kommen; jeder mußte 1.50 Mf. zahlen. Dann suchte er einige Männer aus, die ihn mit seinen Räten zum Wahrsager begleiten sollten. Alle waren der Meinung, weit fort zu gehen, zu einem Wahrsager in einem anderen Bezirk. So machten sie sich dann auf den Weg zu einem Wahrsager einige Tagereisen weit fort. Der Chief sagte zu den Männern: „Sollte jemand unter euch sein, der meinen Kraal beherrschte hat, der kehre am besten gleich zurück, denn vom Wahrsager wird er nicht mehr heimkehren, sondern dort gleich getötet werden.“

Alle mußten beisammen bleiben, keiner durfte vorausreiten. Als sie nahe zum Kraal des Wahrsagers kamen, kam ihnen dieser schon entgegen und zeigte ihnen den Platz, wohin sie sich begeben sollten und nannte dann alle mit Namen. Er wandte sich dann zum Chief und sagte: „Warum hast du alle Zauberer daheim gelassen, nur einige wenige hast du mitgebracht?“ Er nannte dann eine Menge Personen, auch einige von denen, die anwesend waren, und sagte dann: „Das

sind alle Zauberer, Herr, und streben dir und deiner Familie nach dem Leben.“ Dann erhoben sich seine Räte und riefen: „Gebt uns Speere und Stöcke und laßt uns die Zauberer umbringen!“ Drei Männer wurden tüchtig geschlagen, einer konnte nicht gleich wieder heimgehen. Der Wahrsager fragte dann den Chief, ob er möchte, daß er zu seiner Wohnung käme, er werde ihm dann alle Zauberer zeigen. Der Chief gab es zu mit der Bemerkung, alle Zauberer müßten getötet werden. Zu Hause angekommen sagte der Chief nichts von dem, was vorgefallen war. Einer von jenen Männern, der den Chief zum Wahrsager begleitet hatte und von demselben als Zauberer angegeben worden war, hatte nach dessen Aussage einen Pavian, der ihm bei all seinen Zaubereien beistand und auf dem er wohl nachts herumritt. Am folgenden Nachmittag nun sahen die Hirtenbuben bei der Herde des Chiefs den Pavian, wie er gleich einem Kälbchen an der Kuh trank. Die Knaben eilten herbei und so zeigte derselbe dann zuerst auf sein Maul und dann auf seinen Bauch zum Zeichen, daß er Hunger habe. Er lief dann in den nächsten Kraal. Die Knaben machten Lärm und so kamen denn die Männer mit Stöcken bewaffnet und mit ihren Hunden herbei und setzten dem Pavian nach. Sie töteten ihn, nachdem derselbe fünf Hunde verwundet hatte. Er wurde dann zum Kraale des Chiefs getragen.

Der Chief rief mehrere Männer und auch den vermeintlichen Eigentümer herbei. Am folgenden Tage ließ er alle Männer und Jünglinge kommen und der Pavian wurde dann aufgeschnitten. Im Bauch des Tieres fanden sie gutes Futter, gestampften Mais und dergleichen, ein Zeichen, daß der Eigentümer wohlhabend sei. Es wurde viel Fett herausgenommen. Dann befahl der Chief, das Fleisch in Stücke zu schneiden und zu braten und alle mußten davon essen, damit der Eigentümer erkennbar werde; denn, hieß es, ist derselbe ein Stückchen Fleisch, so kann er es nicht herunterschlucken, sondern stirbt gleich. Der vermeintliche Eigentümer verzehrte ganz gemütlich das Stück Fleisch, starb aber doch nicht.

Bald darauf kam der Wahrsager. Alle Männer und Jünglinge mußten wieder zusammenkommen, ja sogar die Frauen und Greise kamen. Eine sehr große Volksmenge war auf einer Ebene versammelt. Der Wahrsager saß hinter einer Strohmatte und rief dann eine Menge Leute als Zauberer aus. Er wandte sich zum Chief und sagte: „Sie sind es, die deine Familie zugrunde richten.“ Einige standen auf und leugneten es, zuletzt aber stimmten alle zu, was der Wahrsager sagte, da sie auf diese Weise leichter davon zu kommen glaubten. Alle wurden fürchterlich geschlagen, manche erhielten sogar große Wunden. Dann mußten alle den Bezirk des Chiefs Lebewohl verlassen.

Alle fürchteten den Wahrsager, weil er vorgab, von der Regierung angestellt worden zu sein. Er trieb sein Handwerk auch noch bei einem

anderen Chief, Ngamula mit Namen. Auch dort wurde ein Mann arg verwundet. Nun kam die ganze Sache zur Regierung, der Wahrsager wurde eingesperrt und der Chief Lebewu sowie der Chief Ngamula wurden vorgeladen und mit Geldstrafen belegt, die natürlich wieder die armen Untertanen zahlen müßten. Damit war die ganze Zauberei zu Ende.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Glücklicherweise hatte die würdige Mutter diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gesprächs nicht verstand, hinweggeilett und hatte den schönsten Humpen aus Stein-gut mit zinnerinem Deckel blank gepuzt. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort“, rief sie; „hast doch die Gewogenheit und erweiset der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüber; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemütlicher her als anderswo, wo die gestrengherren vom Rate über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier beileibe nicht Euern Herrn Vater — ja, der läßt noch fünf gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zu hören.“

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölpter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Haken ein Kessel hing. Rund um den Herd saß etwa ein Dutzend fröhlicher Brüder, meist junge Gesellen, um einen

Graubart, dessen verwittertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließ. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih' mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: „Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.“ He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir herumgetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben meinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die verwegnen Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des „tollen Lebens“ teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschatzen auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Küfer, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink' ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, daß viele Reden macht einen so durstig wie den Fisch auf trockenem Sande!“

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs“, sagte die Wirtin.

„Na, Alte, ich krieg' ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn.“

„Der ist Euch schon verrechnet“, war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung“, sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid“, rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umschend, der bisher ruhig den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolín?“ rief er. „Sui mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knien geschaufelt, hab' ich nicht?“

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euern Heldenaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg.“

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelenken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ummann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart ließen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Kappen aufsetzen, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und Anno 15 bei Marignano. Das war eine graujige Schlacht! Als es losging, hob unser alter Ummann Werner Steiner drei Erdschollen auf, wart sie über unsre Köpfe weg und sagte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!“ Das war noch ein frömmiger Mann als sein Bub, der

Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden.“

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verzweifelter Gebärde herein: „Daz sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!“ Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhaftige Gottseibeius“, rief der alte Wunibald sich befreudend. „Ich hab's von einem fahrenden Schuler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt.“

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald“, sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein.“

„Soll es etwa nochmals gegen die Zürcher losgehen?“ fragte ein anderer.

„Hm, kann wohl sein“, entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau.“

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?“ forschte ein stämmiger Bursche.

„De nun“, erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem neuen Bündniß zwischen unseren gestrengsten Herren und Papst und Kaiser.“

„So“, brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —“

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mitanhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläst der Wächter zehn Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsre gnädigen Herren vom Rate sagt!“

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitslang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebauten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es still.

Im Kolinschen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der

Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte“, sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln.“

Hedwig kniete in ihrem Kämmchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater

hatte ihr alles gesagt. „Mutter“, flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!“

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage zwar nicht den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfad getan.

IV. Verstoßen

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, Hoffnungreich und Zukunftsbang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahr 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun blies schon seit langem der heftige Zürcher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblide die Flamme des Krieges lichterloh empor-schlagen könnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Clemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätte beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfall wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperrre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedensbruches

auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfad weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur eines — so meinte er wenigstens, — seinen Glauben, hielt er noch seit umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Brieschen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbefoigt, wenn ich heute Abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, aber er beachtete sie kaum; wie er sich der Siechl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter

den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenze des Kantons hinter sich; rüstig schritt er fürwärts, und am Nachmittag stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entchwand. Edlibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abend sand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patrizier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto führer und besonnener antwortete der Zürcher. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es allerdings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein“, sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht.“

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen“, sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich überstiebst und den reformierten Glauben annehmest — willst du?“

„Edlibach, Edlibach!“ rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für Eure Agnes tun, aber lasst mich bei meinem Glauben.“

Der Ratsherr schien bewegt. „Es sei“, sagte er nach einer Pause, „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen.“ Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landsfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesen bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersezzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz

als auf das Urteil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle“, schloß er, „und wohl noch mehr, sind mit dem jetzigen Regimenter in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichneten werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein.“

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen.“ Hätte er das seine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biedern Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hat die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jakob Müller, ebenso heiratslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Zürcher See nachließen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Tat nicht wenige.

Unter den von Edlibach genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischerstube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte: bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allzeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urfantone. So legte eines Abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm

nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgang's Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenden. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hat ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß bei der nächsten Landgemeinde den Sturmlauf gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Provinzsperrre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeit zu heben, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhaften Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange“, sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperrre und treibt die Leute zum Krieg.“

Der Patrizier zuckte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich wolle. Man müsse das mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maijahrt nach Baden gemacht; der Junker Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdroß ihn nicht wenig, aber spörte ihn auch an, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzungen zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Provinzsperrre immer drückender.

Da versammelten sich am 9. Weinmonat zum letzten Mal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich

der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtes sei. Einhellig wurde der Besluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenschützen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräch zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein!
O Jesu, Gott und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin bei dir —
Dß es so bleibe für und für!
Du bist die Rebe, durch die ich lebe
Und so nur süße Früchte gebe.
Du bist die Ahren, so mich ernähren,
Dß ewig meine Wonne währen.“

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entrißt wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr versprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zur ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?“

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte“, sagte der Bruder.

„Gott sei Dank!“ rief das Mädchen.
„Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammenkünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglich Gesinnten zusammenkommen, und du siehest auch dabei.“

„Läßt dir das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?“

Hedwig war bereits an das Fenster gecilt und rief: „Es ist der Vater!“ Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit flinker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?“ fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übervoll werden.“

„Die Banner hier — wozu?“ fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsren Glauben und unsere Unabhängigkeit“, antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen.“

„Also offener Landesfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus“, lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann schwoll seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und lass mich mit dem da allein.“ Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen“, hob der Bannerherr wieder an, „für unsren alten Glauben und unser gutes Recht! Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?“

Der Jüngling erwiderte trocken: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!“

„Schweige, Knabe!“ rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biedern Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?“

„Nein.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Ja — aber hört, Vater —“

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüber Edlibachs Tochter, sie habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg siehest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!“

Überwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschrak; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestossen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entrüstet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!“

Der Jüngling wankte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; trampelhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?“ rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, knei mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr.“

„Vater, Vater! Ihr steht den Wänden von euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?“

„Er hat den Glauben verleugnet“, sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht“, rief das Mädchen, „dafür bürg ich! Nur seine politischen Unschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich

hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten.
Ruft ihn zurück!"

"Ich kann nicht; er weigert sich, mit
auszuziehen, und so würde ich gefötigt
sein, ihn als Fahnenflüchtling zu
behandeln."

"O lieber will ich ihn im Turme wissen
als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit
zur Besinnung, und eine Strafe hat er
schon verdient", rief Hedwig entschlossen.

"Du hast recht, Mädchen", antwortete
der Vater und eilte fort, dem Baarertore
zu.

Dort rief er aus der Torstube einen
der Stadtnechte und fragte ihn, ob sein
Sohn hier durch sei. Es wurde verneint.
Dann zog er den Wächter in den Schatten
des Turweges und redete leise mit ihm.
"Habt Ihr mich verstanden?" schloß er,
"Ihr sollt jeder einen Kronentaler er-
halten, wenn alles wohl und im
geheimen ausgeführt wird."

"Soll alles nach Wunsch des gestren-
gen Herrn geschehen — aber wo sollen
wir den jungen Herrn hinlegen?"

"Da hinauf", sagte Kolin, auf den
Turm zeigend, "in die Kammer unter
dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag
ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart
gehen; nur seine Freiheit muß er ein
paar Tage entbehren."

Der Bannerherr ging, und der Wäch-
ter trat in die Torstube, um seinen Ge-
sellern den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wol-
fgang des Weges. Nachdem ihn sein
Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt
durch einige Gassen geirrt. Auf einmal

stand er sich, er wußte nicht wie, vor der
Fischerstube. Es ging drinnen noch laut
her, und er hörte bekannte Stimmen.
Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen
Aufruhr aufzufordern; aber er fühlte
sofort das Wahnsinnige eines solchen
Untersagens. Was sollte er tun? Es
wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen
ihm offen — entweder zurück zu den
Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort
für immer. Die Leidenschaft entschied für
lezeres.

"Meister Michel! schließt mir das
Pförtchen auf", sagte Wolfgang, an die
Torstube pochend.

"Seid Ihr es, Herr Kolin?" rief der
Gefüllte, „werde gleich kommen — jetzt
seid flink zur Hand", sagte der Torwart
dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüssel-
bunde; aber wie er sich anschickte, die
Querholzer zurückzuschieben, fühlte sich
der Jüngling plötzlich von sehnigen
Armen umschlungen, und ein Tuch, auf
den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme
und Atem. Der Wächter öffnete statt der
Turmsorte die Turmtür, und der
Gefangene wurde die Wendeltreppe hin-
auf mehr getragen als gedrängt. In der
Turmkammer nahm man ihm das Tuch
von dem Munde.

"Wer hat euch das Recht gegeben, mich
zu verhaften?" rief bebend vor Zorn der
Jüngling.

"Entferne dich der junge Herr nur
nicht", war die Antwort, — „sein
gnädiger Herr Vater!"

(Fortsetzung folgt).

Gebete und Opfer, die die Mariannhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die
verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von
Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird
jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neu-
geweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten
unserer Mission.

Gebetserhörungen

Kosel H. H.: Innigen Dank für die edle große Gabe von Fr . . . zum besten der Mission. Gott der Allgütige lohne es Ihnen mit zeitlichen und ewigen Gütern.

Wintersdorf: Herzlichen Dank dem hl. Joseph für schnelle Hilfe in einem Gemütsleiden.

Herzlichen Dank der Mutter Gottes dem Herzen Jesu, hl. Antonius, hl. Jud. Thaddäus, hl. Theresia v. K. J., hl. Anna, dem hl. Joseph, den hl. 14 Notheilern und den armen Seelen für Hilfe in einer Krankheit.

Dank den armen Seelen für erlangte Hilfe.

Poppelnau: Tausendfachen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Muttergottes, dem hl. Joseph und hl. Antonius von Padua für Hilfe in einer schweren Krankheit des Vaters.

S. M. Tausendfachen Dank dem hl. Vater Joseph und der fl. hl. Theresia für auffallende Hilfe in einem Anliegen, mit der Bitte um weiteren Segen.

Ahamstadt: Tausendfachen Dank dem hl. Herzen Jesu und Maria, den lb. armen Seelen, dem hl. Judas Thaddäus, der fl. hl. Theresia, der hl. Gertrud für Erhörung in mehreren Anliegen.

R. Kr. Usingen: Eine Vergißmeinnichtleserin sendet Beitrag zur Taufe eines Heidenkindes zum Danke für Gebetserhörung in schweren Anliegen.

Wevelsburg: Herzlichen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhörung.

Düsseldorf: Innigen Dank dem hl. Antonius für Erhörung, zugleich der Beitrag für ein Heidenkind.

Herne, N. N.: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, der hl. Mutter Anna und den armen Seelen für glücklich überstandene Geburt.

Oberholz: Der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. J. sei inniger Dank für Hilfe in schwerem Anliegen.

Wasserbillig: Dem hlgst Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes von Lourdes und dem hl. Joseph sei Dank für Erhörung in drei schweren Anliegen.

Oberhausen: Von N. N. Mark . . . Almosen als Dank für Erhörung in mehreren wichtigen Anliegen.

N. . . . Mark als Dank, für glücklich verlaufenen Umzug, und sonstige Verhältnisse. Veröffentlichung war versprochen.

D.: Als Dank für Erhörung in schwerer Krankheit (Lungenleiden), Beitrag zu 3 Heidenkindern.

Marktbreit: Herzlichen Dank dem hl. Wendelinus, dem hl. Antonius und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe im Stall. Veröffentlichung und Antoniusbrot war versprochen.

Tauberreitersheim: Durch die Fürbitte der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, des hl. Antonius und der fl. hl. Theresia bin ich von einer schweren Krankheit geheilt worden.

Herzogenaurach: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Almendingen: . . . Mark Missionsalmosen. Das hlgst Herz Jesu und der hl. Joseph haben geholfen in Geschäftsanliegen und werden weiter helfen.

Ungenannt: . . . Mark Antoniusbrot erhalten, herzliches Vergelts Gott hierfür.

Karlsruhe: Herzlichen Dank; Veröffentlichung war versprochen. Der hl. Antonius und der hl. Joseph haben geholfen. Beitrag für ein Heidenkind.

Mannheim-Käfertal: Innigen Dank dem hlgst. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Antonius für Hilfe in verzweifelter Angelegenheit. Mark . . .

Altendorf: . . . Mark erhalten. Herzliches Vergelts Gott.

Waldbüttelbrunn: Dank der hl. Theresia v. K. J., dem hl. Judas Thaddäus und allen Heiligen für Gebetserhörung.

Hauenebentein: Gabe Mark . . . als Dank für Genebung in schwerer Krankheit, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia herzlichen Dank.

Nürnberg: Den Betrag von . . . Mf. erhalten. Inniges Vergelts Gott hierfür. Innigen Dank der lb. Mutter Gottes, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Antonius, hl. Joseph und der fl. hl. Theresia v. K. J. für Hilfe in großem Anliegen.

Weinberg: . . . Mark Almosen als Dank dem hl. Antonius für erlangte Hilfe.

Was man vergessen soll.

1. Erlittenes Unrecht, damit die Wunde nicht ewig blutet.
2. Erwiesene Wohltaten, damit man sich vor Enttäuschungen bewahrt.
3. Bezahlte Steuer, damit man nicht immer schmerzlich zahlt.
4. Verlorenes Kapital, damit man nicht unsfähig wird, sich des Erhaltenen zu freuen.
5. Harte Jugend, damit man nicht die Sonne aus seinem Leben verbannt.
6. Trübe Tage, damit die Nebel der Trübsal nicht ständig uns den frohen Blick in die Zukunft hindern.
7. Bereute Sünden, damit wir nicht die Barmherzigkeit Gottes stören.
8. Die Schwäche eines Starken, damit wir ihn nicht zum Zorne reizen.
9. Alle Erfahrungen, damit man nicht den Glauben an die Menschheit verliert.
10. Unerfüllte Wünsche, damit wir nicht an dem gegenwärtigen Guten den Geschmack verlieren.
11. Alles, was nicht wert ist, daß man es behält, damit man aus seinem Gehirn keine Rumpelkammer macht.

Export aus der Union in Südafrika im Jahre 1927. Von über 35 000 00 Schafen, die in der Union sind, wurden 2 000 000 Zentner Wolle exportiert.

An getrockneten Früchten wurden 3777 Tonnen von je 1 000 Kilogramm exportiert. Orangen 54 771 Tonnen.

Die Maisernte beträgt je nach den Jahren zwischen 15 000 000 und ca 26 000 000 Sack. Von dieser Ernte werden etwa 11 500 000 Sack im Lande verbraucht, der Überschuß exportiert.

Andere Ausführprodukte sind: Erdnüsse, Zucker (Rohrzucker), Gerbrinde, Baumwolle, Straußenfedern, Häute, Mohair, Wolle, Tabak, Eier, Käse, Butter, verschiedene europäische Obstarten werden in großen Quantitäten nach Europa geschickt, weil dieselben in Südafrika reifen, wenn in Europa keine mehr vorhanden sind.

Städte mit über 5 000 weißen Einwohnern in der Union von Südafrika.

Capetown	113 027
Johannesburg	168 545
Pretoria	42 456
Port Elizabeth	29 418
Durban	53 347
Bloemfontein	20 037
Pieter Maritzburg	19 180
East London	18 643

Germiston	16 545
Kimberley	16 287
Benoni	14 899
Krugerdorf	14 542
Voëlsburg	12 144
Potschedrostroom	9 336
Braapn	8 450
Uitenhage	8 121
Roodpoort	7 217
Grahamstown	7 652
Paarl	6 678
King Williamstown	6 444
Oudshoorn	5 649
Springs	5 363

Man beachte aber, daß dies die Zahlen der weißen Einwohner sind, denn in den Goldminen zu Johannesburg wohnen allein 200 000 Schwarze. Eine jede Stadt aber hat eigens abseits gelegene Quartiere für die schwarzen Arbeiter mit ihren Familien.

Die mathematische Stadt. Es gibt, wie Bientot und Curnonsky in ihrem Buch „Le Livre de Chevet“ erzählen, eine französische Stadt namens Albert, über die ein statistisches Amt folgende ergaute Feststellungen gemacht hat: „Die Stadt Albert, die auf dem 50. Breitengrade liegt, ist genau 5555 Kilometer, 55 Meter und 56 Zentimeter vom Äquator entfernt und genau 4444 Kilometer, 44 Meter und 44 Zentimeter vom Nordpol.“

Was versteht man unter einem Schöppen? — Schöppen war früher ein offizielles Flüssigkeitsmaß, etwa der halben Weinflasche entsprechend, gewöhnlich ein Viertel der „Maß“. 1868 bis 1884 war Schöppen die Bezeichnung für einen halben Liter. Der Ausdruck entstand im 16. Jahrhundert und hängt wahrscheinlich mit Schöpfen zusammen.

Was ist Kommunismus? Nach alten Versen von 1852 ergänzt.

Was unter Kommunismus man versteht?

Wenn keiner dem andern aus dem Wege geht

Wenn jeder befiehlt und keiner sich fügt,
Wenn keiner wahr ist und jeder lügt,
Wenn keiner was weiß und jeder lehrt,
Wenn alle schreien und keiner hört,
Wenn keiner mehr etwas lernen will,
Wenn niemand mehr strebt nach höherem Ziel,

Wenn keiner was ist und jeder sich prahlt,

Wenn keiner was hat und niemand zahlt,
Wenn jeder schneidet und keiner sät,
Wenn jeder zerreiht und keiner näht,
Wenn keiner forstet und jeder schlägt,

Wenn jeder jaget und keiner hegt,
Wenn jeder vor jeder Arbeit sich drückt,
Und keiner sich schaffend zur Erde hückt,
Wenn jeder tanzen will, keiner spielt,
Wenn keiner kaufen will, jeder stiehlt,
Wenn jeder zerstört und keiner baut,
Wenn jeder trinkt und keiner braut,
Wenn keiner was hat und jeder verzehrt,
Wenn nichts mehr in Ordnung und alles
verkehrt,
Wenn jeglicher zu erreichen eilt,
Dass wer mehr hat, gleich mit ihm teilt,
Wenn jeder in deine Wohnung geht,
Und mitnimmt, was nicht gemauert steht,
Wenn jeder sich deine Rosen pfückt,
Und jeder mit deinen Kleidern sich
schmückt,

Wenn jeder in Not zieht, was lieb dir
und wert,
Wenn jeder dein eigenes Weib begehrt,
Wenn keiner mehr je dem andern traut,
Und jeder stets misstrauisch um sich
schaut,
Wenn keiner des anderen Ehre mehr
acht,
Wenn jeder Zucht und Sitten verlässt,
Wenn alles ruiniert ist, was einst war
Kultur,
vernichtet von allem Vernünft'gen die
Spur,
Dann, lieber Mitbürger, dass du es weißt,
Dann triumphiert der kommunistische
Geist!

Gebetsempfehlungen

Saarouis: Eine eifrige Vergissm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. um Wiederlangung der Gesundheit. Bei Erhörung verspreche ich Veröffentlichung sowie den Beitrag zur Laufe eines Heidenkindes.

Emmerich: Bitte um das Gebet zur hl. Familie und zum hl. Antonius um Wiedererlangung einer Lebensanstellung und in einem besonderen Anliegen.

Frankfurt: Eine Wohltäterin und langjährige Vergissm.-Leserin bittet um das Gebet in der Mission um Hilfe in Not und Bedrängnis zu erhalten. Ferner um Befreiung des Sohnes von einer schlimmen Leidenschaft.

Schw.: Eine Vergissm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu und Mariä, zur hl. Familie, zum hl. Antonius, zum hl. Jud. Thaddäus, zur Mutter Gottes von Lourdes, zur hl. Rita und hl. Theresia v. K. I. in einem schweren Nerven- und Gemütsleiden.

B. W.: Eine Vergissm.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Joseph, hl. I. Thaddäus, hl. Theresia v. K. I. hl. Antonius, zur hb. Mutter Gottes in besonderen Anliegen. Veröffentlichung ist versprochen.

L. G.: Ein Vergissm.-Leser bittet um eine neuntägige Andacht in einem schweren Anliegen zur hb. Mutter Gottes v. der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, hl. Theresia v. K. I., zum hl. Jud. Thaddäus. Veröffentlichung und Almosen sind versprochen.

N. N.: Um Gesundheit der Mutter u. um Glück im Stall.

Westerholt: Um besseren Geschäftsgang und um Hilfe in vielen schweren Sorgen bittet eine Verg.-Leserin.

Elsdorf: Um Familienfrieden.

Eine Augenleidende, die sich einer Operation unterziehen muß.

Eine Person, die schon 30 Jahre ein Gesichtsleiden hat, um Geduld.

Schmidmühlen: Um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu und zur schmerzhaften Mutter Gottes um Hilfe in dringenden Anliegen.

B. H.: Eine langjährige Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zu Maria von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und zur hl. Theresia v. K. I. um baldige Anstellung und Glück und Segen im Ehestande. Bei Erhörung ist Veröffentlichung und Missionsalmosen versprochen.

Drosendorf: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hb. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. I. in großen Seelenleiden. Bei Erhörung ist ein Beitrag zum Seminarbau versprochen.

Biskupitz: Bitte um das Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, zur Muttergottes, zum hl. Joseph, zum hl. Jud. Thaddäus und zum hl. Antonius von Padua um Hilfe und Erhörung in besonderen Anliegen.

Memento

Rasdorf: Fr. Maria Vogler; langjährige und überaus eifrige Mitarbeiterin unserer Mission.

Rohendorf: Herr Stangl; langjähriger Abonnent.

Affenhausen: Michael Stauderer.

Nattenheim: Frau Marg. Stodemer.

Indersdorf: Frau Brunner. München: Thella Bürchner. Neumarkt a. Rott: Magdal. Fürlauf. Lengenfeld: Lehrer

Joseph Eckert. Kahl: Frau Kl. Malchus. Dittenbrunn: Maria Ebert, Eugenia Mehler. Barbara Nudes. Wertenstein: Alexander Elgäf. Zwieselten: Karl Fischer. Oberleichtersbach: Josephine Muth. Freiberg: Maria Sturm. Freinberg: J. Elsberger. Xaver Steinberger. Sand: Josepha Haupt. Rosina Hofmann. Joh. Magdalerner. Ergoldsbach: Frau Kolbinger, eine eifrige Missionsfreundin.

Empfehlenswerte Bücher

Das heilige Mehopfer mit seinen Weltanschauungs- und Lebenswerten. Seelenerzieherisch behandelt von Paul Bergmann, Dresden. Mit acht farbigen Tafeln. Broschiert RM. 2.50, gebunden in Leinen RM. 3.50. Verlag Buch & Berker, Nevelaer 1928.

Diese Schrift will der katholischen Erzieherwelt eine wertvolle und sichere Stütze an die Hand geben, das Verständnis für die übernatürlichen Wahrheiten des heiligen Mehopfers in den Schülern zu erzielen, den Geistesgeist des Consecrat, Atrie, Gloria, Credo, der Präzation, dieser uralten liturgischen Gebetsperlen, zu wecken und dadurch die Liebe zu Christus zu fördern und das Verlangen nach Christi verkündetem Leibe in der heiligen Kommunion zu entzünden.

Das heilige Mehopfer in der Grundschule. Grundsätzliche und schulpraktische Erwägungen u. Beispiele. Von Johannes Lohmüller, Duisburg. Broschiert RM. 1.80, in Leinen geb. RM. 2.80. Verlag Buch & Berker, Nevelaer 1928.

Das Buch faßt Beobachtungen und Ergebnisse einer jahrelangen Erziehungs- und Unterrichtspraxis zusammen. Es zeigt, wie im Ringen und Suchen nach wirksamen Wegen, dem religiösen Niedergang und der religiösen Verflachung in unserer Jugend mit Erfolg zu begegnen, der Verfasser zu dem einzigmöglichen Ergebnis gekommen ist, zu dem letzten Endes jeder katholische Erzieher vordringen muß: „Das heilige Mehopfer über alles. Hin zum Gnadenborn unseres Glaubens. Hin zur Eucharistie.“

Maria Ward. Ein kleines Buch von einer großen Frau. Von Maria Veronika Rubatscher, mit Vorwort von Enrica von Handel-Mazzetti. 110 S., mit fünf Kupiertiefdruckbildern. Broschiert RM. 1.50, in hochseinem Leinenband mit Goldprägung RM. 2.20. Verlag Buch & Berker, Nevelaer.

„Das Werk ist wirklich schön und apart. Vor mir liegen die Druckbogen. Veronika hat aus ihrem jungen, künstlerisch angeregten Temperament heraus ein Lebensbild der Maria Ward, des größten pädagogischen Genies der Barockzeit, entworfen, daß sich neben den anerkannten Werken von Riesch und Auge in allen Ehren sehen lassen kann. — Reiches, chronikalisches Detail ist mit Gedächtnis in die Darstellung verwoben, dichterisch schön ist die jungfräulich lichte Gestalt Mariens gegen den Hintergrund von Feuer, Blut und Waffen der wildesten No-Popery-Zeit abgeschattiert.“ Enrica von Handel-Mazzetti.

Liga-Broschüren; außerst aktuell und billig, hervorragende Mitarbeiter. Die beiden neuen Bändchen von Dr. Fr. Mac sind außerordentlich zeitgemäß und aufklärend: 1. Wie wirken wir mit an der katholischen Weltmission! 2. Die katholische Weltmission und ihre Schicksalsstunde. Weniger wie 10 Stück werden nicht abgegeben. 10 St. RM. 1.50; 50 St. RM. 7.—; 100 St. RM. 13.—; 500 St. RM. 60.—. Missionsdruckerei Steyl. Post Kalbenkirchen Rhld.

Für Clerus und Volk von größter Wichtigkeit sollten diese beiden Broschüren weiteste Verbreitung finden. P. D. Sauerland.

Geist des hl. Franziskus. In 10 Bändchen neu gedruckt kostet das Einzelbändchen RM. 1.—, bei portofreier Befüllung RM. 1.20. Alle Bändchen zusammen RM. 9.—. Kapuziner-Missionsverlag Ulftötting, Kapellplatz 9.

Die Titel der einzelnen Bändchen (kartoniert) lauten: 1. Wahre Nachfolge Christi. 2. Gottesstreiter. 3. Heiliger Kreuzzug. 4. Im Dienste des Weltkönigreichs. 5. Bannerträger der hl. Kirche. 6. Höhenwege zur Vollkommenheit. 7. Feuerseelen. 8. Stilles Heldentum. 9. Das Geheimnis des Glückes. 10. Das wiedergefundene Paradies.

Spannende, mustergültige, edle Lektüre für Jung und Alt. P. Dom.

In den Vorhöfen des Herrn! Zusammengestellt aus der hl. Schrift des alten und neuen Testaments von Fr. Deder. 100 Seiten. Preis elegant gebunden in Rotchnitt RM. 2.—, in Goldschnitt RM. 2.50. Verlagsbuchhandlung „Unitas“ in Blaß, (Baden).

Freudig wird dieses schöne Büchlein begrüßt werden von allen Freunden der liturgischen Bewegung und den Anhängern der hl. Schrift. Es will hinauszutreten in die unruhige Welt, Trost, Segen, Ruhe und Frieden bringend allen denen, die mit Erfurcht und Liebe eintreten in seine heiligen Hallen.

Sittenberederliche Frauenkleidung. Ein Verzeichnis von Schriften hierüber, welche die kirchliche Druckerlaubnis haben und günstig beurteilt sind, wird an jedermann auf Verlangen unentgeltlich versandt durch die Buchhandlung Dorn in Ravensburg, Württemberg. — Genaue Anschrift mittellen, deutlich schreiben. — Nachdruck dieser Mitteilung ist erwünscht.

Wer seinen Bücherbedarf durch den St. Josephs-Verlag deckt,
der unterstützt und fördert das Missionswerk der
Mariannhiller Missionare!

Ein gutes Buch für jedes Haus!

Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Joh. Bosco

Von D. W. Mut
120 Seiten, mit einem Titelbild;
Preis kart. RM. 1.50

Lehrern, Lehrerinnen, Eltern und Erziehern wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlicher Schäfe, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibts auch heute noch Teufel“ (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist er die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth-Feinden verbinden.

Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch Teufel — Konnersreuth

Von W. Wanger
96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

Die hl. Theresia vom Kinde Jesu Eine geistige Wiedergeburt

Von D. W. Mut
352 Seiten, mit einem Titelbild
Preis geheftet RM. 3.80, geb. RM. 4.80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.

Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die heilige Theresia vom Kinde Jesu und vom hist. Antlitz geschrieben wurde.

Zu beziehen von unseren Missionsvertretungen oder vom
St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bayern)